



CHRISTIN CHRIST UND CuS SOZIALISTIN SOZIALIST

**Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten
Deutschlands e.V.**

Einzelverkauf
6 DM

54. Jahrgang
Oktober 2001

3/01

Dokumentation
USA, Afghanistan und der Terror
Gottfried Orth
Kooperation statt Gewalt



außerdem:

Jerry Poeter: **Gott, Götzen, Freier Markt**

Reinhard Höppner: **Zukunft der Arbeit**

und viele weitere Beiträge

Christin und Sozialistin /
Christ und Sozialist (CuS)

erscheint seit 1949

Herausgeber

Der Vorstand des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen und
Sozialisten Deutschlands
(BRSD) e.V.:

Michael Bschorr
Maik Eisfeld
Robert Wollborn

Redaktion

Darius Dunker	Aachen (verantw.)
Maik Eisfeld	Schlotheim
Udo Fleige	Tübingen
Dörte Münch	Oberhausen
Matthias Nauwerth	Ellerbek
Christa Peter	Berlin
Helmut Pfaff	Frankfurt a. M.
Oliver Wildner	Hamburg

Kontakt und Bezug

s. hintere Umschlaginnenseite

Erscheinungsweise

viermal jährlich

Gestaltung / DTP

Darius Dunker Aachen

Druck

Hephata-Werkstätten
Mönchengladbach
Hergestellt auf Umweltschutzpapier

CuS / BRSD im Internet

www.brsd.de

Webmaster

Werner Nauwerth Bad Oeynhausen

ISSN 0945-828-X

Inhalt

■ KRIEG UND FRIEDEN

Notizen zur Zeit	
USA, Afghanistan und der Terror	4
Gottfried Orth	
Kooperation statt Gewalt	17

■ INTERNATIONALES

Udo Fleige	
G8-Gipfel in Genua – dreht sich der Wind?	32
Jerry Poeter	
Gott, Götzen, Freier Markt	34
Udo Fleige	
Der Präsident ist satt – Mittelamerika hungert	40

■ INLAND

Siegfried Böhringer	
Armut in Deutschland	43
Reinhard Höppner	
Zukunft der Arbeit	46

■ RELIGION

Ulrich Peter, Bertold Scharf, Michael Bschorr	
Kirchentag in der »Stadt des Geldes und der Banken«	51
Klaus Lang	
Ein Psalm von Freiheit und Befreiung	57
Reinerio Arce Valentin	
Die Salbung in Bethanien	69

■ JUBILÄEN

ICL, CFS, Pax Christi	
Grußworte zum Jubiläum des BRSD	72
Dorothee Sölle	
Marie Veit (80)	75

■ BÜCHER

Thomas Hax-Schoffenhorst: Im Inneren der Erde verschwinden • Gabriela M. Sierck: Kriminalität und Soziale Kontrolle in Peru (Jürgen Schübelin) • Albert Schweitzer: Predigten 1898-1948 (Heinz Röhr)	76
--	----

■ BRIEFE

Vorstellung von Michael Bschorr	80
Briefe an die Redaktion	82

Kein Schuss aus der Hüfte

Liebe Leserinnen und Leser,

mitten in die Fertigstellung dieses Heftes brachen Ereignisse, über die wir nicht einfach hinweggehen konnten, aber auf die wir auch nicht in aller Schnelle eine Antwort parat hatten. Um es mit den Worten von Jürgen Habermas, dem diesjährigen Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, zu sagen: »Wenn uns die bedrückende Aktualität des Tages die Wahl des Themas aus der Hand reißt, ist die Versuchung groß, mit den John Waynes »unter uns Intellektuellen« um den schnellsten Schuss aus der Hüfte zu konkurrieren.«

Wir haben deshalb nicht *den* einen Artikel abgedruckt, in dem abschließend eine Bewertung der Attentate in den USA und der darauf erfolgten militärischen Aktionen in Afghanistan vorgelegt wird. Auf den folgenden dreizehn Seiten haben wir statt dessen eine Vielzahl von Eindrücken, Analysen und Meinungen zusammengetragen, die vielleicht in der Gesamtheit einen Ansatz bieten, die fürchterlichen Ereignisse zu begreifen.

Auch Rangin Dadfar Spanta, der Sprecher der Allianz für Demokratie in Afghanistan, betonte bei einem Vortrag vor der katholischen Hochschulgemeinde in Aachen, dass es notwendig sei, das Taliban-Regime und die Einheiten des Osama bin Laden zu entmachten. Selbst wenn sie nicht für die Attentate in New York und Washington verantwortlich sein sollten, sind sie doch für zahlreiche Verbrechen gegen die Menschheit verantwortlich, so Dadfar Spanta, für

grausame Massaker am eigenen Volk. Eine demokratische Antwort auf den Terrorismus würde aber erfordern, die internationale Politik zu demokratisieren und zu entmilitarisieren, die Armut zu bekämpfen und der Gerechtigkeit eine Chance zu geben, Konflikte fortan präventiv anzugehen, oder zumindest gewaltfrei zu lösen und das Gewaltmonopol der UNO zu überlassen. Deren Truppen sollten dann die Kriegsparteien entwaffnen, die Terroristenführung festnehmen und vor ein internationales Gericht stellen. Dem müsse die »Einsetzung einer Übergangsregierung unter Leitung der UNO« folgen, »an dieser Regierung müssen alle politischen Parteien, die sich zu den Grundsätzen der Demokratie und der Menschenrechte bekennen, beteiligt werden.«

Rangin Dadfar Spanta betonte, dass es auch notwendig sei, in Europa und den USA auf kulturkämpferische Rhetorik zu verzichten. Er fordert die »Verstärkung von Maßnahmen zur Vermittlung eines differenzierteren Bildes des Islam und Förderung der Maßnahmen und Schaffung der demokratischen Rahmenbedingungen für Gleichberechtigung« sowie »Schutz des Lebens und der Freiheiten der Menschen islamischer Herkunft sowie auch aller, die wegen anderen Aussehens in Gefahr geraten können.« In diesem Sinne sei noch einmal an den Beitrag von Heinz Halm über den Unterschied von Islam und Islamismus in CuS 3/98 erinnert.

Darius Dunker



Notizen zur Zeit

Informationsstelle Militarisierung (1):

»Die Anschläge und ihre Folgen hinterlassen einen in Fassungs-, Rat- und Sprachlosigkeit. Wer meint, solche Mega-Morde politisch begründen zu können, irrt total. Jegliche Rechtfertigung, Genugtuung oder Freude ist völlig fehl am Platz. Solche Anschläge sind ausschließlich menschenverachtend und barbarisch.« (12. 9. 2001)

Micha Hilgers, Psychoanalytiker:

»Die Anschläge in den USA haben nicht nur tausende Opfer gekostet. Getroffen wurden vor allem Symbole. World Trade Center, Pentagon und die geplanten Ziele Weißes Haus und Präsidentenmaschine verkörpern die besonders in der arabischen Welt unbesiegt erscheinende Supermacht. Neben der verheerenden zivilen und militärischen Wirkung der Anschläge besitzen sie eine massenpsychologische Funktion für Opfer wie Täter: Bezweckt wurde eine nachhaltige und globale Demütigung der einzig verbleibenden Weltmacht. Dementsprechend betrifft der Schock der US-Amerikaner nicht nur die Brutalität der Taten selbst, ihrer bisher unübersehbaren Zahl der Opfer, sondern auch die plötzliche Erkenntnis, den Angriffen eines weitgehend unsichtbaren Gegners ohnmächtig ausgeliefert zu sein. [...] Mehr noch: Mit dem Einsturz des World Trade Center zerbrach auch die schützende Illusion eines Raketen-schutzschildes, der wie die Zaubertränke in Mythen und Märchen unverletztbar gegen die Mächte des Bösen machen sollte. Aus massenpsychologischer Sicht erreichen damit die Anschläge gleich mehrere Ziele für

die Täter: Die Verbreitung von Angst und Schrecken, die Auslösung von Ohnmacht und Hilflosigkeitsgefühlen und der drohende Gesichtsverlust der Supermacht.«

Jürgen Habermas:

»Am 11. September ist die Spannung zwischen säkularer Gesellschaft und Religion auf eine ganz andere Weise explodiert.

Die zum Selbstmord entschlossenen Mörder, die zivile Verkehrsmaschinen zu lebenden Geschossen umfunktioniert und gegen die kapitalistischen Zitadellen der westlichen Zivilisation gelenkt haben, waren, wie wir aus Attas Testament inzwischen wissen, durch religiöse Überzeugungen motiviert. Für sie verkörpern die Wahrzeichen der globalisierten Moderne den Großen Sa-



»Eine nachhaltige und globale Demütigung der einzigen Weltmacht« — Micha Hilgers

tan. Aber auch uns, dem universalen Augenzeugen des »apokalyptischen« Geschehens am Fernsehschirm, drängten sich biblische Bilder auf. Und die Sprache der Vergeltung, in der nicht nur der amerikanische Präsident zunächst auf das Unfassbare reagierte, erhielt einen alttestamentarischen Klang. Als hätte das verblendete Attentat im Innersten der säkularen Gesellschaft eine religiöse Saite in Schwingung versetzt, füllten sich überall die Synagogen, die Kirchen und die Moscheen. Diese untergründige Korrespondenz hat übrigens die zivilreligiöse Trauergemeinde im New Yorker Stadion vor drei Wochen nicht zu einer symmetrischen Einstellung des Hasses verleitet.

Trotz seiner religiösen Sprache ist der Fundamentalismus ein ausschließlich modernes Phänomen. An den islamischen Tätern fiel sofort die Ungleichzeitigkeit der Motive und der Mittel auf. Darin spiegelt sich eine Ungleichzeitigkeit von Kultur und Gesellschaft in den Heimatländern der Täter, die sich erst infolge einer beschleunigten und radikal entwurzelnden Modernisierung herausgebildet hat. Was unter glücklicheren Umständen bei uns immerhin als ein Prozess schöpferischer Zerstörung erfahren werden konnte, stellt in diesen Ländern keine erfahrbare Kompensation für den Schmerz des Zerfalls traditionaler Lebensformen in Aussicht. Dabei ist die Aussicht auf Besserung der materiellen Lebensverhältnisse nur eines. Entscheidend ist der durch Gefühle der Erniedrigung offenbar blockierte Geisteswandel, der sich politisch in der Trennung von Religion und Staat ausdrückt. Auch in Europa, dem die Geschichte Jahrhunderte eingeräumt hat, um eine sensible Einstellung zum Januskopf der Moderne zu finden, ist »Säkularisierung« immer noch, wie sich am Streit um die Gentechnik zeigt, mit ambivalenten Gefühlen besetzt.

Verhärtete Orthodoxien gibt es im Westen ebenso wie im Nahen und im Ferneren

Osten, unter Christen und Juden ebenso wie unter Moslems. Wer einen Krieg der Kulturen vermeiden will, muss sich die unabgeschlossene Dialektik des eigenen, abendländischen Säkularisierungsprozesses in Erinnerung rufen.« (Friedenspreisrede, 14. 10. 2001)

Dieter S. Lutz:

»Was ist die Konsequenz? Was sind die Folgen? Was wird uns das soeben begonnene 21. Jahrhundert, das dritte Jahrtausend nach Christi, bringen? Vielleicht weitere Verbrechen, wie sie in diesen Tagen Amerika erleiden musste. Vielleicht sogar den »Kampf der Kulturen«. Vielleicht den Krieg der Religionen. Nicht auszuschließen!

Wahrscheinlicher aber doch den »clash of civilizations«, den Zusammenbruch der Zivilisation im eigentlichen Sinne. Das heißt dann Kampf um Interessen und Ressourcen, den Kampf der Mächtigen gegen die Schwachen, den Kampf der Reichen gegen die Armen. Oder je nach Perspektive: den verzweiferten Kampf der Schwachen um ihr Überleben mit dem Mitteln der Schwachen, dem Terror. Die Verbrechen von New York und Washington sind immer auch eine Warnung, vielleicht die letzte. Sie zeigen, wozu Menschen fähig sind. Und sie demonstrieren leidvoll die Verwundbarkeit gerade auch der Reichen und Mächtigen. [...]

Hat der Vorsitzende der »UN-Kommission für nachhaltige Entwicklung«, Bundesminister Klaus Töpfer, auch in diesem Sinne Recht, wenn er formuliert: »Kriegerische Auseinandersetzungen der Zukunft werden sich vornehmlich an Problemen der unerträglich werdenden Umweltbelastung entzünden, die über ihre Ländergrenzen hinweg exportiert werden.«

Nichts scheint künftig mehr ausgeschlossen. Bereits auf der Anhörung »Neue Waffentechnologien« des Unterausschusses für Abrüstung und Rüstungskontrolle des

Deutschen Bundestages am 9. November 1992 gab einer der Experten, der Chemiker Karlheinz Lohs, zu Protokoll: »Es ist meine persönliche Überzeugung als Kenner der toxologischen Szene, dass künftig der terroristischen Verwendung von chemischen Kampfstoffen große Aufmerksamkeit zukommen wird.« [...]

Eine ausweglose Situation? Oder typisch für eine vorrevolutionäre Zeit? Stehen wir in jedem Fall am Vorabend von Destruktion und Vernichtung? Was wird der nächste Tag bringen? Nicht nur Terrorismus und Superterrorismus? Vielleicht sogar die Apokalypse? Bleibt angesichts von politischem Dilettantismus, gordischer Komplexität und dramatischer Zeitknappheit letztlich nur noch das Durchschlagen des Knäuels, also das Schwert des Alexander?»

Arundhati Roy:

»Nach den skrupellosen Selbstmordanschlägen auf das Pentagon und das World

Trade Center erklärte ein amerikanischer Nachrichtensprecher: »Selten zeigen sich Gut und Böse so deutlich wie am letzten Dienstag. Leute, die wir nicht kennen, haben Leute, die wir kennen, hingemetzelt. Und sie haben es voller Verachtung und Schadenfreude getan.« Dann brach der Mann in Tränen aus.

Hier haben wir das Problem: Amerika führt einen Krieg gegen Leute, die es nicht kennt (weil sie nicht oft im Fernsehen zu sehen sind). Noch bevor die amerikanische Regierung den Feind richtig identifiziert, geschweige denn angefangen hat, sein Denken zu verstehen, hat sie, mit großem Tamtam und peinlicher Rhetorik, eine »internationale Allianz gegen den Terror« zusammengeschustert, die Streitkräfte und die Medien mobilisiert und auf den Kampf eingeschwo-ren. Allerdings wird Amerika, sobald es in den Krieg gezogen ist, kaum zurückkehren können, ohne eine Schlacht geschlagen zu haben. Wenn es den Feind nicht findet, wird

es, der aufgebrachten Bevölkerung daheim zuliebe, einen Feind konstruieren müssen. Kriege entwickeln ihre eigene Dynamik, Logik und Begründung, und wir werden auch diesmal aus dem Blick verlieren, warum er überhaupt geführt wird. [...]

Bevor Amerika das Steuer der »internationalen Allianz gegen den Terror« übernimmt, bevor es andere Länder auffordert (und zwingt), sich an seiner nachgerade göttlichen Mission – der ursprüngliche Name der Operation lautete »Grenzenlose Gerechtigkeit« – aktiv zu beteiligen, sollten vielleicht ein paar Dinge geklärt werden. Führt Amerika Krieg gegen den Terror in Amerika oder gegen den Terror ganz allgemein? Was genau wird gerächt? Der tragische Verlust von fast siebentausend Menschenleben, die Vernichtung von 450.000 Quadratmetern Bürofläche in Manhattan, die Zerstörung eines Flügels des Pentagon, der Verlust von Hunderttausenden von Arbeitsplätzen, der Bankrott einiger Fluggesellschaften und der Absturz der New Yorker Börse? Oder geht es um mehr? [...]

Im Jahr 1995 kämpften sich die Taliban, seinerzeit eine marginale Sekte von gefährlichen Fundamentalisten, in Afghanistan an die Macht. Finanziert wurden sie vom ISI, dem alten Freund der CIA, und sie genossen die Unterstützung vieler Parteien in Pakistan. Die Taliban errichteten ein Terrorregime, dessen erstes Opfer die eigene Bevölkerung war, vor allem Frauen. Angesichts der Menschenrechtsverletzungen der Taliban spricht wenig dafür, dass sich das Regime durch Kriegsdrohungen einschüchtern ließe oder einlenken wird, um die Gefahr für die Zivilbevölkerung abzuwenden. Kann es nach allem, was passiert ist, etwas Ironischeres geben, als dass Russland und Amerika mit vereinten Kräften darangehen wollen, Afghanistan abermals zu zerstören?« (FAZ, 28.09.2001)

Doris Lessing (1987):

»Es gibt unter den exilierten Afghanen sieben Parteien, die sich alle auf den Islam und den Koran gründen und ein breites Spektrum umfassen: von der Intoleranz der Fundamentalisten bis zu den liberalen modernen Ansichten der Hariqat. [...] Jedes muslimische Land ist schwierig für einen Menschen aus dem Westen. Wir haben sie eintausend Jahre lang bekämpft. Wir sind voller Ignoranz und Vorurteile, und sie sind es auch. Es ist bedauerlich, dass der Westen, vor allem Amerika, mit den Wörtern »Islam« und »Moslem« Terrorismus assoziiert, oder auch den fundamentalistischen Islam, über den wir in Verbindung mit Khomeini und Gaddafi lesen. Dieser Strang des Islam, und er ist in meinen Augen nicht der wichtigste, obwohl er – leider – der wichtigste werden könnte.« (aus: *Der Wind verweht unsere Worte. Bericht aus Afghanistan*)

Ronald Reagan, US-Präsident (1983):

»Die Sowjets sehen sich einem Volk gegenüber, das in seiner Entschlossenheit, die Eigenheiten seines Landes zu bewahren, einen effektiven und immer größer werdenden Widerstand organisiert. Der Widerstand der afghanischen Freiheitskämpfer ist ein für alle Welt sichtbares Beispiel für die Unbesiegbarkeit der Ideale, die unserem Land die teuersten sind: die Ideale von Freiheit und Unabhängigkeit. [...] Deshalb obliegt es uns als Amerikanern, die Vorgänge in Afghanistan ständig vor Augen zu haben, an das Elend zu denken, das dieses tapfere Volk erträgt, und weiter die anhaltende Besetzung des Landes durch die Sowjets zu verurteilen. Dass wir am 21. März dieses Jahres, dem Afghanischen Neujahrstag, wieder den Afghanen Neujahrstag begehen werden, wird der Welt die bedingungslose Sympathie ins Gedächtnis rufen, die Amerika für dieses entschlossene Volk hegt, unsere Unterstützung für seine Flüchtlinge bekräftigen und unsere



»Aber auch uns, dem universalen Augenzeugen des »apokalyptischen« Geschehens am Fernsehschirm, drängten sich biblische Bilder auf.« — Jürgen Habermas

Entschlossenheit unterstreichen, eine politische Lösung für Afghanistan zu finden, die das Land vom Tyrannenjoch befreien wird.« (21. 3. 1983)

Hermann L. Gremliza:

»Dass die Allmacht eine Phantasie war und ihre Macht nur so lange sicher, wie die Sowjetunion sie als ihr einziger, zuverlässig schwächerer Widerpart verbürgte, bekommen die Vereinigten Staaten von Amerika seit Breschnews Ende mit immer fürchterlicheren Schlägen eingebläut. Ami allein zu Haus: Die USA sind der am meisten gefährdete, noch mehr gehasste Staat der Erde; seine wenigen so genannten Freunde sind seine innigsten Feinde. [...]

Als Führungsmacht hatten die Amerikaner sich weltweit unbeliebt gemacht, aus respektablen Gründen mitunter, durch ihren Einsatz für Israel bei den Arabern, aus weniger ansehnlichen Gründen zumeist: in Nicaragua, Chile, Kuba, Vietnam usw.

Als in New York und in Washington die Trümmer des World Trade Centers und des Pentagon Tausende erschlugen, ließ in London Tony Blair den Luftraum sperren und in Berlin sein Genosse Schröder die Panzerglasscheiben des Kanzleramts hochfahren. Aus Feigheit? Aus Dummheit? Beides möglich. Wahrscheinlicher aber die Absicht, die armen Amis glauben zu machen, dass die vermuteten islamischen Terroristen auch die Deutschen bedrohen, dass der Amerikaner Feinde auch die Feinde ihrer Freunde sind. Und nicht ihre klammheimlichen Helfer.« (Konkret 10/2001)

Robert Bowman, Bischof (1999):

»Als Präsident Clinton dem amerikanischen Volk erklärte, warum wir Afghanistan und den Sudan bombardierten, sagte er nicht die Wahrheit. Er sagte, wir wären das Ziel des Terrorismus, weil wir für Demokratie, Freiheit und Menschenrechte ste-

hen. Unsinn! Wir sind das Ziel der Terroristen, weil unsere Regierung fast weltweit für Diktatur, Sklaverei und Ausbeutung steht. Wir sind das Ziel der Terroristen, weil wir gehasst werden. Und wir werden gehasst, weil unsere Regierung hassenswerte Taten begangen hat. In wie vielen Ländern haben die Vertreter unserer Regierung Führer, die von der Bevölkerung gewählt waren, abgesetzt und durch Militärdiktatoren ausgetauscht, die nichts anderes als Marionetten und bereit waren, ihre eigenen Bürger an amerikanische Großkonzerne zu verkaufen?« (Robert Bowman flog 101 Kampfangriffe in Vietnam. Heute ist er Bischof der Vereinigten Katholischen Kirche in Melbourne Beach, Florida/USA. Seine Stellungnahme zum Phänomen terroristischer Angriffe auf die USA erschien bereits im Frühjahr 1999 in *Der Pflug*, einer Publikation der Bruderhöfe.)

Susan Sontag:

»Nach den Anschlägen vom 11. September haben sich zwei Deutungsmuster herausgebildet. Das erste besagt, dass dies ein Krieg sei, ausgelöst durch einen »feigen Angriff«, vergleichbar dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor, der zum Eintritt der Amerikaner in den Zweiten Weltkrieg führte. Das zweite Denkmodell (das in den Vereinigten Staaten und in Westeuropa zunehmend Verbreitung findet) besagt, dass dies ein Kampf zweier rivalisierender Kulturen sei: hier eine produktive, freie, tolerante und säkulare (oder christliche), dort eine rückschrittliche, bigotte und rachsüchtige.

Ich lehne beide Interpretationen – das »Wir führen jetzt Krieg«-Modell und das »Unsere Kultur ist der anderen überlegen«-Modell – als vulgär und gefährlich ab. Nicht zuletzt deswegen, weil dies die Denkweise jener Leute ist, die diesen verbrecherischen Anschlag verübt haben, und der Fundamentalisten des wahhabitischen Islam. Nur

ein streng definierter Militärschlag böte die Chance, die Bedrohung durch jene Bewegung zu verringern, die neben Usama Bin Ladin selbstverständlich noch viele andere Führer hat.

Einerseits ist der Terrorismus, der am 11. September einen so signalhaften Erfolg erzielte, offensichtlich eine globale Bewegung. Er ist nicht mit einem bestimmten Staat, schon gar nicht mit diesem verwüsteten Afghanistan zu identifizieren, so wie Pearl Harbor mit Japan zu identifizieren war. Wie die moderne Wirtschaft, die Massenkultur, wie pandemische Krankheiten (man denke nur an Aids), so kennt der Terrorismus keine Grenzen. [...]

Ich glaube nicht, dass Amerika die islamische Welt seit Jahren provoziert. Amerika ist in vielen Ländern brutal und imperialistisch aufgetreten, aber es unternimmt keine breit angelegte Operation gegen »die islamische Welt«. Und bei aller Kritik an der Außenpolitik und der imperialen Arroganz Amerikas darf nicht vergessen werden, dass die Anschläge vom 11. September ein abscheuliches Verbrechen waren. [...] Dieses Massaker zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, indem man den Vereinigten Staaten die Schuld dafür gibt, ist obszön. Terrorismus ist Mord an unschuldigen Menschen. In diesem Fall war es Massensmord.

Inakzeptabel erscheint mir auch die Ansicht, dass Terrorismus – dieser Terrorismus – nichts anderes sei als die Durchsetzung legitimer Forderungen mit den falschen Mitteln. Ich möchte es ganz deutlich

sagen: Würde sich Israel morgen einseitig aus dem Westjordanland und dem Gazastreifen zurückziehen und würde tags darauf ein eigener palästinensischer Staat ausgerufen, der sich auf umfassende israelische Hilfs- und Kooperationsgarantien stützen könnte – an den terroristischen Projekten, die gegenwärtig geplant werden, dürfte das nichts ändern. Salman Rushdie hat darauf hingewiesen, dass Terroristen sich gern in legitime Forderungen hüllen. Der Kampf gegen Unrecht ist nicht ihr Ziel – nur ihr unverschämter Vorwand.« (FAZ, 11. 10. 2001)

Navid Kermani:

»Eben weil das Andere ein Gesicht haben muss, um fassbar zu werden, sahen wir halbstündig diese schmale, sich auf grässliche Weise seiner selbst sichere Erscheinung, die vor einigen Jahren aus dem Nichts nachrichtendienstlicher Geheimhaltung auftauchte und seither wie ein Phantom über jedem neuen Terroranschlag schwebt, ohne dass ihre Züge uns je näher gerückt oder die ihr zugeschriebenen Taten je aufgeklärt worden wären.



»In der Reduktion allen Bösen auf den saudischen Millionär und den islamischen Fundamentalismus geht völlig unter, dass wir keinen Kampf der Kulturen erleben, sondern einen Kampf, der sich mitten durch die islamische, aber auch durch andere Kulturen zieht.« — Navid Kermani

Es geht nicht darum, die Gefahr, die von Osama bin Laden oder anderen muslimischen Terroristen ausgeht zu verharmlosen; der Kampf gegen sie bedarf noch größerer Anstrengung und vor allem die noch längst nicht erfolgte Ausschöpfung aller rechtsstaatlichen und völkerrechtlichen Mittel. Aber in der Reduktion allen Bösen auf den saudischen Millionär und den islamischen Fundamentalismus geht völlig unter, dass wir keinen Kampf der Kulturen erleben, sondern einen Kampf, der sich mitten durch die islamische, aber auch – wenn man an Oklahoma oder den Gasangriff auf die U-Bahn Tokios denkt – durch andere Kulturen zieht.

Es ist ein Zivilisationskampf, gewiss, aber keiner zwischen den Zivilisationen, sondern gegen die ihnen allen gemeinsamen Werte. Es sind die Muslime selbst, die unter dem Fanatismus der Taliban, der iranischen Staatsajatollahs, der puritanischen Petromuslime auf der arabischen Halbinsel leiden, die ihn millionenfach fliehen. Es sind die reichen und einst liberalen Kulturen des Islams selbst, die in Ägypten, Sudan oder Pakistan zu allererst von der neuen Bigotterie bedroht sind. Es gibt kein Wir, das westlich, und ein Ihr, das muslimisch wäre, so tatkräftig Terroristen vom Schlage Bin Ladens an genau dieser Polarisierung arbeiten, so nahe sie von der westlichen Kommentierung gelegt wird.« (SZ, 13. 9. 2001)

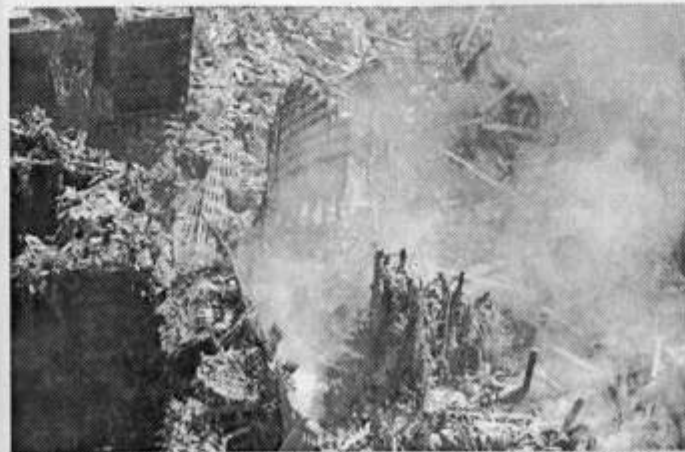
Orhan Pamuk, türkischer Schriftsteller:

»Inzwischen weiß jeder, dass es den künstlich erzeugten Konflikt zwischen »Ost« und »West« nur vertiefen und dem Terrorismus, der da bestraft werden soll, nur nützen wird, wenn das amerikanische Militär in Afghanistan oder anderswo unschuldige Menschen bombardiert, um die eigene Bevölkerung zu beruhigen. Es ist heute moralisch inakzeptabel, über den Tod der mit un-

gläublicher Mitleidlosigkeit umgebrachten Menschen hinweg die amerikanische Herrschaft über die Welt zu hinterfragen. Aber es muss unsere Sache sein, zu verstehen, warum bei den armen Völkern der Welt, marginalisierten Nationen, die ihre Geschichte nicht selbst bestimmen können, Millionen von Menschen so wütend auf Amerika sind – und wenn es eine blinde Wut ist. Wir sind dabei nicht gezwungen, dieser Empörung stets Recht zu geben. Außerdem wird in vielen Ländern der Dritten und der islamischen Welt Antiamerikanismus eingesetzt, um vom Fehlen von Demokratie abzulenken und die Macht des lokalen Diktators zu steigern. Es ermutigt niemanden, der sich um die Durchsetzung der säkularen Demokratie in den islamischen Ländern bemüht, wenn Amerika enge Beziehungen zu geschlossenen Gesellschaften anknüpft, die, wie etwa Saudi-Arabien, so handeln, als hätten sie geschworen, der Welt zu zeigen, dass Islam und Demokratie sich nicht vertragen. Genauso hilft ein oberflächlicher Antiamerikanismus – wie etwa in der Türkei – zu verbergen, dass die Regierenden das Geld, das sie von internationalen Finanzinstituten empfangen, durch Betrug und Unfähigkeit vergeuden und dass der Unterschied zwischen Arm und Reich im Land unerträgliche Ausmaße angenommen hat.« (FAZ, 28. 9. 2001)

Gabriele Gillen:

»Alle Menschen sind gleich. Aber erleben wir ein Massaker an Afrikanern oder Arabern als die gleiche Katastrophe wie ein Massaker an Europäern oder US-Amerikanern? Ist es nicht so, dass wir dort in Afrika oder im Nahen Osten den rohen Umgang miteinander beinahe für normal halten? Doch würden wir es verstehen, wenn ein Afrikaner oder ein Palästinenser ein Blutbad in Europa oder in den USA schlicht für das selbstverständliche Produkt einer Zivili-



»Verändert hat sich die Silhouette von New York. Ansonsten ist die Welt die gleiche geblieben. Überall Probleme, für die niemand eine Lösung hat oder auch nur zu haben vorgibt.« — Gabriele Gillen

sation hielte, die Auschwitz oder Hiroshima hervorgebracht hat? [...]

Wollen wir nicht begreifen, dass der Terror nicht nur eine bössartige, sondern auch eine verzweifelte Antwort auf die Aufteilung der Welt in Arm und Reich, in Sklaven und Herrscher ist? Alle Menschen sind gleich. Doch die Geschichte der Eroberung Amerikas ist bis heute eine lange blutige Geschichte über die Missachtung von Menschenrechten und den Missbrauch von Macht: Die Ausrottung der Indianer, die Unterdrückung der Schwarzen, Hiroshima und Vietnam, Chile und der Nahe Osten, die Verweigerung von Schuldenerlassen oder Umweltauflagen. Überall auf der Welt leben Menschen in einer Situation der permanenten Demütigung und des ökonomischen Desasters. [...]

Worum weinen wir in diesen Tagen? Für wen oder was legen wir Gedenkminuten ein, feiern wir Trauergottesdienste, sagen wir Gartenpartys, Sportveranstaltungen und Haushaltsdebatten ab? Warum unterbrechen wir Wahlkämpfe und warum legen wir gedämpfte Musik auf die Plattenteller der Rundfunkanstalten? Trauern wir tatsäch-

lich um die Toten in den USA? Doch wann haben wir je in dieser Form auf die Bombardierungen von kurdischen Dörfern, auf das Massensterben im hungernden Afrika, auf die Erschießung von palästinensischen Kindern reagiert? Auf das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens, auf das Gemetzel der Taliban in Afghanistan, auf die durch Selbstmordattentäter zerfetzten Menschen in Jerusa-

lem? Oder auf den Völkermord in Ruanda 1994, bei dem eine Million Frauen, Männer und Kinder ermordet wurden. Die gerade jetzt so viel beschworene Menschenverachtung erleben wir schließlich Tag für Tag. Was erschüttert uns also so in diesen Tagen? Die Ahnung, dass die Spirale aus Gewalt und Gegengewalt immer seltener vor den Türen der »Ersten Welt« halt machen wird? [...]

Trotz der pausenlosen Wiederholung dieser Floskel in den vergangenen Tagen – es stimmt nicht, dass sich die Welt durch den Zusammenbruch des World Trade Centers verändert hat. Verändert hat sich die Silhouette von New York. Ansonsten ist die Welt die gleiche geblieben. Überall Probleme, für die niemand eine Lösung hat oder auch nur zu haben vorgibt. Die selben Kriege, der selbe Hunger, die selbe Hoffnungslosigkeit... Die dramatischen Anschläge in den USA verändern nichts, sie zeigen nur, dass immer ausgefeiltere Waffensysteme im Besitz der Nato oder anderer Staaten immer ausgefeiltere Terroraktionen bedingen. Die Kriegserklärung gegen die USA hat eine Vorgeschichte. Denn Terroraktionen dieser

Art entstehen auf einem politischen, sozialen und ideologischen Nährboden, in einem Klima aus Hass und Intoleranz und Rassismus. Wenn Bundeskanzler Schröder nun von einer »Kriegserklärung an die gesamte zivilisierte Welt« spricht, schreibt er die Spaltung der Welt schon wieder fort. Wer nicht zu uns gehört, ist also unzivilisiert. Nein, die Welt hat sich nicht verändert. Sie ist leider genau so wie zuvor. [...] Wie könnten wir besser der vielen Toten gedenken, der zahllosen Opfer von sinnloser Gewalt und gezieltem Terror, als mit dem gemeinsamen Bemühen darum, dass sich die Welt tatsächlich ändert?!» (WDR Radio 5, 14. 9. 2001)

Susanne Büttner, Asylpfarrerin:

»Als die fürchterliche Nachricht aus den USA über die Bildschirme langsam in unser Bewusstsein kam, stand tatsächlich ein Nicht-Begreifen-Können an erster Stelle: Dass die Täter, aus welchen Motiven auch immer, gezielt und mit Kalkül über tausende von Leichen gehen, um ins Herz des Feindes zu treffen. Bei aller Analyse und Kritik des

Dominanzgebarens der Staaten der reichen Welt und bei allen Anzeichen wachsenden Fanatismus: Niemand hatte sich so etwas wirklich vorstellen können. Es war apokalyptisch, Menschen aus den brennenden Türmen springen zu sehen, sich die Berge von Toten vorzustellen. Und immer wieder die Frage, wie viele sich vielleicht – hoffentlich! – noch haben retten können. Wir denken, es wird wichtig, sich in den kommenden Wochen immer wieder an dieses erste direkte Gefühl zu erinnern: Mitgefühl mit den Opfern. [...]

Es scheint, als ob die Welt nun endgültig aufgeteilt werden soll in die Guten, die Zivilisierten und die Bösen und zumindest potentiellen Terroristen. Wer ist dieses »Wir«, das von sich behauptet, die zivilisierte Welt zu repräsentieren? Wie zivilisiert ist die Logik dieser Welt von Dominanz und Unterwerfung, in der so eine Katastrophe möglich wird? Und vor allem: Wer sind denn dann, um Gottes willen, die »Anderen«? Das Volk von Afghanistan etwa? Die islamische Welt, die arabische Welt? Die Palästinenser

bekommen bereits gnadenlos zu spüren, dass sie auf der »falschen« Seite stehen. Die militärische Generaloffensive gegen ihre Bevölkerung wird nun vollends mit der Bekämpfung des internationalen Terrorismus legitimiert, so ist zu befürchten.

Aber das Mitgefühl mit den Opfern muss das Leitmotiv bleiben. Trauer um die Toten muss in eine Solidarität mit den Lebenden, den zukünftigen Opfern führen, die dieser Wahnsinn zu fordern droht.

Es dürfen keine Bomben auf Kabul oder Bagdad oder sonst irgendwohin abgeworfen werden.« (13. 9. 2001)

Noam Chomsky (1):

»Alles hängt jetzt davon ab, wie die US-Regierung reagieren wird. Wenn sie Bin Ladens Gebete erhört und einen massiven Angriff gegen Afghanistan oder irgendeine andere muslimische Gesellschaft ausführt, dann wird genau das passieren, was Bin Laden und seine Verbündeten wollen – eine Mobilisierung gegen den Westen. Das ist die gleiche Dynamik, die man aus Nordirland kennt, vom Balkan und aus Palästina. Sie stärkt die repressiven Kräfte auf beiden Seiten. Wenn die Antwort auf Terror und Gewalt ein schlichtes Hinwegsehen über die Gründe dafür ist, dann wird das in den bekannten Kreislauf der Gewalt führen. Und jeder, der mit Bin Laden vertraut ist, weiß, dass er genau darauf hofft. [...]

Die Attentäter sind eine Kategorie für sich: Das sind Leute, die in den 80er-Jahren durch die US-Regierung und den Geheimdienst Pakistans rekrutiert und trainiert, ausgerüstet und unterstützt wurden, um den Russen größtmöglichen Schaden zuzufügen.« (taz-Interview, 20. 9. 2001)

Paul Wolfowitz, stellvertretender US-Verteidigungsminister:

»Es geht nicht nur darum, Leute festzunehmen und zur Verantwortung zu ziehen, sondern die Zufluchtsorte auszuheben, die Unterstützungssysteme zu zerschlagen und den Staaten ein Ende zu bereiten, die den Terrorismus fördern.«

Ulla Schmidt, SPD:

»Die Barbarei darf nicht mit einer neuen Barbarei beantwortet werden. Den Terrorismus kann man nicht mit Bomben besiegen, wir müssen etwas gegen die krassen Ungechtigkeiten auf der Welt unternehmen.«

Johannes Rau, Bundespräsident:

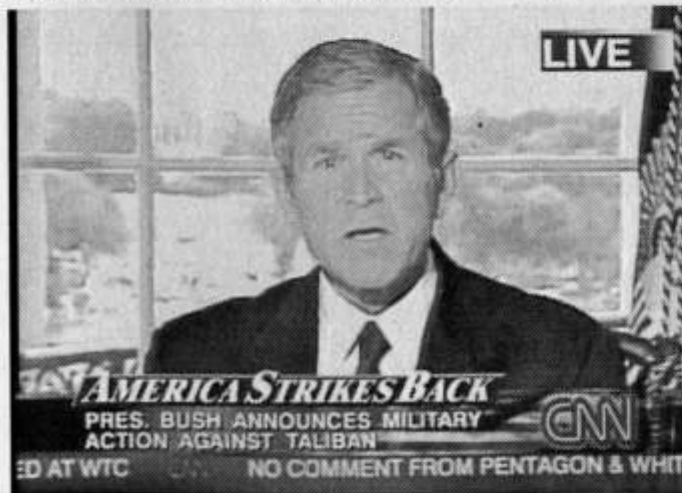
»Wer den Terrorismus wirklich besiegen will, der muss durch politisches Handeln dafür sorgen, dass den Propheten der Gewalt der Boden entzogen wird.« (14. 9. 2001)

Informationsstelle Militarisierung (2):

»Am 7. 10. 2001 ab 18.30 Uhr haben Truppen der USA und Großbritanniens Afghanistan angegriffen. US-Truppen (Luftwaffe, Marine, Kommandotruppen und (Elite-)Truppen des Heeres) in der Größenordnung von 30.000 SoldatInnen waren seit dem 11. September rund um Afghanistan aufmarschiert. Die völkerrechtswidrigen Angriffe wurden von US-Truppen und britischen Truppen durchgeführt.

Ein bei den Angriffen auf Afghanistan beteiligter Pilot eines amerikanischen B-52-Bombers meinte in einer Telefonkonferenz mit dem US-Kriegsministerium: »Alles lief wie eine gut geölte Maschine, fast genauso wie im Training«, »wie geschmiert«. »Unser Training hat sich ausgezahlt. Es erschien alles sehr vertraut.« [...]

Diese Kommandounternehmen sind eine hochgefährliche Angelegenheit. Theorien von »schönen« James-Bond-Aktionen – wie sich das manche vorstellen – sind das eine, die Praxis das andere: Der Noch-Kommandeur der Kommando Spezialkräfte Reinhard Günzel hat kürzlich in einem Interview gegenüber Spiegel-online verbotenerweise ausgeplaudert, er hielt eine Ergreifung Bin Ladens »ohne erhebliche eigene Verluste in Kauf zu nehmen, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt für so gut wie unmöglich«. »Dies sei unter Spezialkräften Amerikas, Israels, Frankreichs und Großbritanniens weitgehend übereinstimmende Auffassung.« Er befürchte bei einem KSK-Einsatz in Afghanistan ein Blutbad. Jede/r Zivilist/in, der sie entdeckt, muss von den Kommandosoldaten als »Feind« behandelt



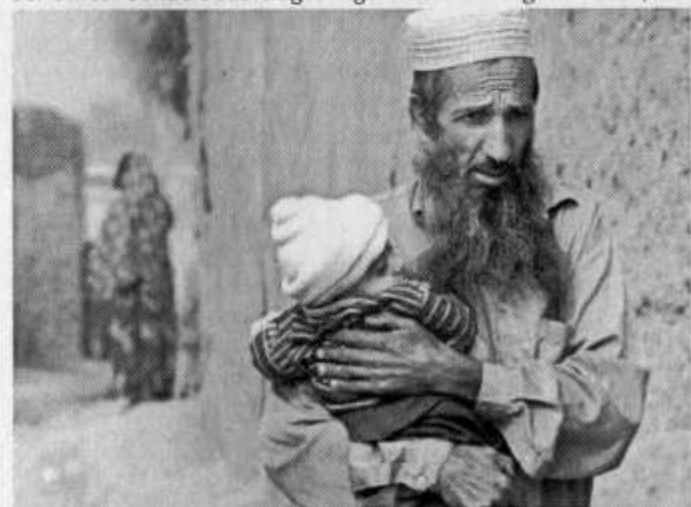
»Wenn die Antwort auf Terror und Gewalt ein schlichtes Hinwegsehen über die Gründe dafür ist, dann wird das in den bekannten Kreislauf der Gewalt führen. Und jeder, der mit Bin Laden vertraut ist, weiß, dass er genau darauf hofft.« — Noam Chomsky

werden, schließlich darf nicht herauskommen, wo sie agieren. [...]

Ein Sturz der Taliban-Regierung ist nicht so einfach möglich. Es darf nicht vergessen werden: Die USA haben schon einmal signalisiert, sie wollten ein Regime stürzen und wiegelten Menschen zu Aufständen auf, was zu vielen Toten führte. Am Ende des Golfkriegs 1991 gegen den Irak lies der Vater des jetzigen Präsidenten, Colin Powell war ebenfalls als damaliger General beteiligt, Saddam Hussein dann doch lieber im Amt.

Das Problem in Afghanistan ist ein anderes: Nach Ankündigung der Angriffe durch die USA und Großbritannien haben die Flüchtlingszahlen enorm zugenommen: Nach Angaben des UN-Kinderhilfswerks Unicef sind derzeit schätzungsweise 900.000 Menschen aus ihren Dörfern geflohen.

»Rund 1,5 Millionen Kinder unter fünf Jahren bräuchten sofortige Hilfe, um den kommenden Winter zu überleben, mahnte der Unicef-Sonderbeauftragte Nigel Fisher.«



»Die Politik muss sich darauf konzentrieren, wieder dialogfähig mit jenen Menschen zu werden, die weltgesellschaftlich ausgeschlossen sind. Dies setzt aber voraus, dass nicht Wirtschaftsordnungen, sondern die Lebensperspektive der Menschen Priorität haben.« — Peter Lock

»Etwa 7,5 Millionen Menschen seien durch die anhaltende Dürre und den Bürgerkrieg gefährdet, warnte das UN-Welternährungsprogramm (WFP) am Donnerstag.« (8. 10. 2001)

John Bolton, US-Unterstaatssekretär für Rüstungskontrolle:

»Schurkenstaaten müssen sich bewusst sein, dass sie riskieren, ausgelöscht (obliterated) zu werden, wenn sie die USA oder einen ihrer Verbündeten angreifen.«

Noam Chomsky (2):

»Wie viele andere Begriffe des politischen Diskurses wird der Terminus »Schurkenstaat« auf zweierlei Weise verwendet: zum einen propagandistisch, um ausgewählte Feinde zu kennzeichnen, zum anderen wörtlich, um damit Staaten zu beschreiben, die sich selbst an internationale Regeln und Abmachungen nicht gebunden fühlen. Die Logik lässt erwarten, dass die mächtigsten Staaten unter die zweite Kategorie fallen, sofern ihnen nicht innenpo-

litische Beschränkungen auferlegt werden. Diese Erwartung wird von der Geschichte bestätigt.

Auch wenn internationale Regeln und Abmachungen nicht durchweg streng festgelegt sind, so gibt es doch ein gewisses Maß an Übereinstimmung, was allgemeine Richtlinien betrifft. In der Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg sind diese Richtlinien zum Teil durch die UN Charta, Entscheidungen des Internationalen Gerichtshofs und verschiedene Abkommen und

Verträge kodifiziert worden. Die USA fühlen sich an diese Normen nicht gebunden und benötigen für deren Verletzung seit dem Ende des Kalten Kriegs, der ihnen die weltweite Vorherrschaft bescherte, nicht einmal mehr irgendwelche Vorwände. Diese Tatsache ist nicht unbemerkt geblieben. Im Mitteilungsblatt der American Society of International Law (ASIL; Amerikanische Gesellschaft für Internationales Recht) hieß es im März 1999, dass »das internationale Recht in unserem Land mittlerweile weniger hoch geachtet wird als zu irgendeiner anderen Zeit« in diesem Jahrhundert; und auch der Herausgeber der Fachzeitschrift der ASIL hatte kurz vorher beklagt, dass Washingtons Nichtachtung vertraglicher Verpflichtungen »auf alarmierende Weise zugenommen« habe.« (aus: *War Against People. Menschenrechte und Schurkenstaaten*, auf Deutsch erschienen im September 2001)

Peter Lock, Friedens- und Konfliktforscher:

»Indem man nun Bin Laden jagt, gibt man vor, den Terrorismus zu bekämpfen. Dabei geraten die Ursachen von Terrorismus völlig aus dem Blickfeld [...] Zunächst gilt es, sich zu verdeutlichen, dass die gegenwärtige Form wirtschaftlicher Globalisierung an den Interessen einer Mehrheit der Weltbevölkerung vorbeigeht. Die unerbittliche Polarisierung der individuellen Einkommen, die strukturelle Unfähigkeit, Hunger auf der Welt zu überwinden und schließlich die Erosion von Staatlichkeit und die zunehmende Bedeutung von Gewalt als Regulativ wirtschaftlicher Aktivitäten, die häufig zu kriegerischen Aktivitäten eskaliert, sind untrügliche Indikatoren. Eine dramatische Zuspitzung erfahren diese Entwicklungen in der weltweiten Jugendarbeitslosigkeit, die in vielen Ländern weit mehr als die Hälfte der nachwachsenden Generationen betrifft, die ihr Leben in informellen und kriminellen

Sphären organisieren müssen. Ein realistisches politisches Projekt, das Perspektiven bietet, diese katastrophale intergenerationale Apartheid zu überwinden, ist nicht in Sicht. [...] Einen Diskurs zur Überwindung dieses Zustandes gibt es nicht. [...] Daher setzt eine wirkungsvolle Bekämpfung des Terrorismus ein Verständnis für die gesellschaftlichen Verhältnisse voraus, die diesen Terrorismus auch weiter hervorbringen werden, wenn die Zelle des Bin Laden längst ausgehoben ist. Daher muss sich die Politik darauf konzentrieren, wieder dialogfähig mit jenen Menschen zu werden, die weltgesellschaftlich ausgeschlossen sind. Dies setzt aber voraus, dass nicht Wirtschaftsordnungen, sondern die Lebens- und häufig die Überlebensperspektive der Menschen Priorität haben.«

Volker Rittberger, Politologe:

»Einer liberalen Gesellschaft bleibt nichts anderes übrig, als politische Programme zu entwickeln, um dem Fanatismus den Boden zu entziehen. Man muss die Voraussetzungen für Fanatismus ernsthaft diskutieren.

Das heißt, Konfliktpotenzial in ärmeren Ländern ernst zu nehmen. Und selbst wenn man ihnen nicht materiell aus der Patsche helfen kann, darf man sie nicht immer nur auf ihr eigenes Elend reduzieren. Das ist nämlich das demütigende daran. Und das war bisher vielleicht auch die verfehlte Politik.« (Schwäbisches Tagblatt online, 12. 9. 2001)

Walter Jens:

»Was also bleibt zu tun für eine aufklärerische Opposition, ohne die unsere Republik auf Dauer nicht gedeihen kann? Das Wichtigste in meinen Augen: jenen besonnenen Amerikanern in kritischer und nicht devoter Solidarität verbunden zu bleiben, die von Woche zu Woche deutlicher machen, dass es neben dem selbstgerechten

auch das selbstkritische, das einsichtige, nicht nur das arrogante, auf seine Allmacht pochende Amerika gibt. Schon demonstrieren Zehntausende in den USA, dass Krieg niemals eine Lösung sein kann. So sollte es, unter der Führung einer sich langsam formierenden Opposition, auch bei uns sein.

Es gilt – den Mittlern in aller Welt vertrauend – Gegenbilder zu formulieren, an denen Deutschland weiß Gott nicht arm ist. Schließlich hat Lessing Christen, Juden und – das wird gern vergessen – Muslimen gleiche Rechte zubilligt. Und das in einer Weise, wie sie humaner und witziger nicht zu denken ist. »Nathan der Weise« – eine Utopie? Gewiss. Nicht mehr? Oh doch! Sonst wäre dieses Stück in Deutschland nicht zwölf Jahre lang verboten gewesen. Eine Utopie also, die politisch brisant, unverzichtbar bleibt – heute mehr denn je. Unverzichtbar wie der Spruch aus Goethes »West-östlichem Divan«: »Welch eine bunte Gemeinde! An Gottes Tisch sitzen Freund und Feinde.« [...]

Wenn Goliath versagt, ist Davids Stunde gekommen: die Stunde eines klugen, prinzipientreuen Gesellen, der – getragen von Empathie mit den von der Macht Preisgegebenen – im Innern kämpft, statt den weit, weit entfernten Menschen »draußen im Land« allgemeine Botschaften zu verkünden, die niemandem wehtun. »



»Schon demonstrieren Zehntausende in den USA, dass Krieg niemals eine Lösung sein kann. So sollte es auch bei uns sein.« — Walter Jens



BERMANN, WERNER: *Globale Spiele. Das letzte Stadium des Kapitalismus?* (PapyRossa, 30,90 DM)

BLISS, FRANK: *Zum Beispiel Islam im Alltag. Die von Mohammed verkündete Religion wird zum neuen Feindbild.* (Lamuv, 16 DM)

BHABHA, HOMI K.: *Die Verortung der Kultur.* (Stauffenburg, 64 DM)

CHOMSKY, NOAM: *Der neue militärische Humanismus. Lektionen aus dem Kosovo.* (edition 8, 32 DM)

- ders.: *Profit over People. Neoliberalismus und globale Weltordnung.* (Europa, Hamburg, 24,50 DM)

- ders.: *War against People. Menschenrechte und Schurkenstaaten.* (Europa, Hamburg, 24,50 DM)

- ders.: *Wirtschaft und Gewalt. Vom Kolonialismus zur neuen Weltordnung.* (Klampen, 48 DM)

Freiheit stirbt mit Sicherheit. Handbuch gegen Überwachung und Ausgrenzung. Hrsg. v. JungdemokratInnen/Junge Linke Berlin/Brandenburg. (Kramer, Berlin, 14,90 DM)

GREMLIZ, HERMANN L. (Hg.): *Hat Israel noch eine Chance? Palästina in der neuen Weltordnung.* (konkret, 29,80 DM)

HALM, HEINZ: *Der Islam. Geschichte und Gegenwart.* (Beck, 14,80 DM)

- ders.: *Islam und Islamismus. Eine notwendige Begriffsklärung.* In: CuS 3/98, S. 34-40.*

KAUFMANN, SYLVIA: *Frieden Schaffen! Mit UNO-Waffen?* (Dietz, Berlin, 19,80 DM)

KERMANN, NAVID: *Iran. Die Revolution der Kinder.* (Beck, 38 DM)

KÜNG, HANS: *Christentum und Weltreligionen, Islam.* (Piper, 19,90 DM)

RONHEFELDT, CLEMENS: *Die Neue NATO, Irak und Jugoslawien.* (15 DM, erhältlich beim Internationalen Versöhnungsbund, Ringstr. 9a, 32427 Minden, Tel. 0571-850875, Fax -8292387)

- ders.: *Die Zukunft der Friedensbewegung nach dem NATO-Krieg gegen Jugoslawien.* In: CuS 1-2/2001, S. 65-74.*

TETZLAFF, RAINER: *Weltkulturen unter Globalisierungsdruck. Erfahrungen und Antworten aus den kontinenten.* (Dietz, Bonn, 24,80 DM)

TOLMEIN, OLIVER: *Welt, Macht, Recht. Konflikte im internationalen System nach dem Kosovo-Krieg.* (konkret, 28 DM)

* alte Ausgaben von *Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin* (CuS) sind erhältlich bei Reinhard Gaede unter Telefon 05221-3743, Fax -349587, oder E-Mail reinhard-gaede@gmx.de

► Besprechungen weiterer Bücher ab Seite 77

Kooperation statt Gewalt

Friede – Gerechtigkeit –
Bewahrung der Schöpfung

GOTTFRIED ORTH, evangelischer Theologe und Leiter des Ernst-Lange-Instituts für ökumenische Studien, erklärt, warum die Auffassung, das Leben sei ein Kampf, ein Irrtum ist, der Neuorientierung erfordert.

Die folgenden Ausführungen¹ gliedern sich in sieben Abschnitte. Die ersten vier Abschnitte gelten der Wahrnehmung von Wirklichkeit; ich möchte einen alten theologischen Grundsatz ernst nehmen, den Thomas von Aquin klassisch formulierte: »Ein Irrtum bezüglich der Welt bedeutet einen Irrtum bezüglich Gottes«; deshalb geht es in den ersten vier Abschnitten um die Wahrnehmung der Welt. Die folgenden drei Abschnitte argumentieren dann systematisch-theologisch, also dogmatisch und ethisch: ich frage nach unserem christlichen Glauben, nach unserer Kirche angesichts der Wirklichkeit der Ökumene, der bewohnten Erde.

Kooperation als Motor des feinen Netzes des Lebens

Das Leben, so wurde uns gelehrt, ist ein Kampf. Zwischen Geschwistern tobt er um den größten Nachtisch, im Sandkasten streiten wir um die Schaufel, in der Schule geht es um die bessere Note, in der Liebe läuft der Konkurrenzkampf um Schönheit und Stärke, um Geld, Anerkennung und Macht geht es im Beruf. Konkurrenz bestimmt die Ökonomie, die Konkurrenz des bipolaren Denkens bestimmte ein halbes Jahrhundert die Weltgeschichte.

Bisher hatte dieser allüberall herrschende Konkurrenzkampf seine legitimierende Basis in der Evolutionstheorie. Darwins knapper Satz des »Survival of the fittest« wurde zu einem kaum mehr angezweiferten Grundwert der Moderne und prägte Geschichte, Kultur, Ökonomie, Gesellschaft und Politik. »Das ist eine alte Weisheit, die Darwin als erster gut beschrieben hat. Und wir sind Produkte dieser Evolution, haben deshalb eine Vergangenheit, die auf Konkurrenz basiert, und werden deshalb auch Konkurrenz reproduzieren in unserem Alltag«, so Eckard Voland².

Doch seit zehn Jahren beginnt ein neues Paradigma die Naturwissenschaften zu beherrschen. Auf allen Ebenen entdecken Naturwissenschaftler und Naturwissenschaftlerinnen, dass die Komplexität der Evolution nicht das Ergebnis eines vier Milliarden Jahre währenden Kampfes sein konnte, sondern vielmehr das Produkt eines immer erfolgreicher kooperativen Zusammenspiels. Konkurrenz wird dabei nicht einfach durch Koo-

¹ Ursprünglich gehalten als Vortrag vor der Landessynode der Evang.-Lutherischen Kirche in Thüringen am 29. März 2001 in Eisenach.

² Zit. nach G. von Lüpke, Kooperation als Motor des Lebens. In: *Natur und Kosmos*. Dezember 1999, S. 11-14, Zitat S. 11. Zum gesamten ersten Abschnitt vgl. diesen Artikel sowie ausführlich M. Sauer-Sachtleben (Hrsg.), *Kooperation mit der Evolution. Das kreative Zusammenspiel von Mensch und Kosmos*. München 1999.

peration ersetzt, vielmehr entsteht in diesem Zusammenspiel immer neuer Wettbewerb, doch letztlich finden Konkurrenz wie dieses Kräfteressen im größeren Rahmen der Kooperation ganzer Ökosysteme wie auch einzelner Arten statt. So weiß man heute – der Heisenberg-Schüler Hans-Peter Dürr hat es beschrieben –, dass in der subatomaren Miniaturwelt Stabilität nicht aus Abgrenzung und Kampf, sondern aus Flexibilität und Kooperation entsteht: *»Das dynamische System muss so sein, dass es auch die Umwelteinflüsse integriert. Es muss also mit dem kooperieren, was um es herum ist. Was nicht kooperiert mit seiner Umgebung stürzt hundertprozentig ab.«*³ Solche Kooperation kann man nicht nur bei der Beobachtung subatomarer Phänomene oder der Tierwelt wahrnehmen, wir alle kennen solche natürliche Kooperation auch aus der Pflanzenwelt unserer Gärten: Möhren und Zwiebel gedeihen gut zusammen: Der Möhrenfliege stinkt die Zwiebel und die Zwiebelfliege mag den Möhrenduft nicht. In Afrika gibt es die Kooperation eines ganz kleinen Vogels mit einem großen Nashorn: Der Vogel warnt das Nashorn vor Feinden und verscheucht Mücken und Fliegen, die er frisst, und findet »dafür« bei dem großen und starken Nashorn Schutz. Viele weitere Beispiele aus der Welt der Pflanzen wie der Tiere ließen sich aufzählen. Und *»die allererste Gebärde der menschlichen Kultur ist, wie zahlreiche Bioanthropologen hervorheben, nämlich nicht der Griff zu einem technischen Werkzeug, das die individuelle Existenz sichern sollte, sondern besteht in dem phänomenalen Umstand, dass die Protohominiden die Nahrung, die sie sich selbst verschafft hatten, untereinander teilten, in einer Geste tiefer Gemeinsamkeit, aus der sich dann die Urgemeinschaft entwickelte«*⁴. Die Beispiele machen dreierlei deutlich:

Statt die belebte Welt in lauter isolierte Individuen zu zerlegen, die sich gegenseitig bekämpfen, fordert die neue kooperative Weltsicht dazu auf, die Natur und das Leben in ihr als eine voneinander abhängige evolutionäre Einheit zu begreifen. *»Das Leben eroberte den Erdball nicht durch Kampf, sondern durch Vernetzung«*, so die Zellbiologin Lynn Margulis. Und besonders bedeutsam: In der Natur ist Kooperation ein Plus-Summen-Spiel, bei dem der eigene Vorteil auch der des Anderen ist, Möhren und Zwiebeln wachsen gemeinsam eben besser als in einsamen Monokulturen, ja: Monokulturen leben – nicht nur in der Natur – gefährlich.

Die Frage drängt sich auf, ob die darwinsche Naturwissenschaft in der Natur lediglich das erkennen wollte oder erkannt hat, was im beginnenden Kapitalismus das Leben bestimmte, um diesem einen naturwissenschaftlichen Segen und quasi natürliche und naturwüchsige Weihen zu geben. Es scheint jedenfalls ganz anders zu sein, als konkurrenzorientiert und kampfbesezt wir bisher dachten. Ein neues naturwissenschaftliches, evolutionstheoretisches Paradigma zeichnet sich ab: Kooperation. Das Leben wird verstanden als ebenso feines wie verletzlich-Netz Konkurrenz integrierender Kooperation.

Wenn vier Milliarden Jahre der Evolution aber unter der Metapher »Kooperation« statt unter der Metapher »Kampf« zu verstehen sind, dann liegt eine Frage auf der Hand: Haben wir Menschen, die wir gegenwärtig – kapitalistisch geprägt – unter dem Paradigma der Konkurrenz und der Gewalt funktionieren evolutionär überhaupt eine Chance, oder müssen wir nicht vielmehr unsere Wirtschafts- und Sozialformen radikal verändern, um Evolution und das heißt weiteres Leben auf unserer Erde auch zukünftig zu ermöglichen? So klar und einfach – und es ist fast banal, dies zu sagen – diese Frage

zu bejahen ist, so schwierig erscheinen konkrete Antworten, denn seit Jürgen Habermas vor fünfzehn Jahren, als die Welt doch noch viel übersichtlicher war, die Formel von der »Neuen Unübersichtlichkeit« prägte, ist die Situation noch um vieles »unübersichtlicher« geworden: eine widerspruchsfreie Zukunftsgestaltung erscheint heute ungleich schwieriger.

Unübersichtlichkeit

Der Wahrheitsgehalt der Diagnose der Unübersichtlichkeit von Jürgen Habermas wurde im vergangenen Jahrzehnt um ein vielfaches überboten. »Habermas hatte mit seiner damaligen prägnanten These ursprünglich die wachsende Unfähigkeit der politischen Öffentlichkeit gemeint, in den gewandelten Verhältnissen noch die Umrisse einer Tendenz zu entdecken, die über den engen Zeithorizont der Gegenwart hinaus den normativen Ausgangspunkt für eine kollektive Utopie der besseren Gesellschaft bieten könnte.«⁵

»Inzwischen aber sind zu diesen Tendenzen neue, damals kaum vorhersehbare Ungleichzeitigkeiten hinzugetreten. ... Nicht bloß eine empirische Unübersichtlichkeit, sondern eine normative, moralische ... Ratlosigkeit scheint es zu sein, die uns als politische Zeitgenossen heute so eigentümlich reserviert sein läßt; mit solchen tiefsitzenden Ambivalenzen hängt wohl auch die Tatsache zusammen, dass es in den letzten Jahren [und darüber kann auch der machtvoll und gleichwohl nicht unproblematische Widerstand gegen die Castor-Transporte nicht hinwegtäuschen, G.O.] zu einem gespenstischen Verschwinden von Großdemonstrationen und sozialen Bewegungen gekommen ist. Lassen Sie mich nur einige, eher zufällig ausgewählte Tendenzen benennen, die nicht anders denn als Hervorbringun-

gen von normativen Paradoxien und Gegenläufigkeiten zu verstehen sind: obwohl sich nach dem Ende des Kalten Krieges die Chancen einer internationalen Rechtsordnung wesentlich verbessert und damit die Chancen einer Pazifizierung der Welt drastisch erhöht haben, ist gleichzeitig durch die Entstaatlichung und die Barbarisierung ethnischer Konflikte, also durch das, was wir mit Mary Kaldor als einen epochalen Strukturwandel des Krieges bezeichnen können, die Frage nach der Notwendigkeit internationaler Interventionen auch mit militärischen Mitteln wieder dringlicher geworden; ähnlich verwirrend ist die moralische Lage in Bezug auf die Arbeitswelt, weil einerseits mit Gründen der Standortsicherung und der globalen Wettbewerbsfähigkeit eine entschlossene Deregulierung als Königsweg des Abbaus von Arbeitslosigkeit empfohlen wird, während uns gleichzeitig die sozialen Folgekosten einer Auflösung rechtlich eingetragener Lohnarbeitsverhältnisse immer deutlicher vor Augen stehen; und schließlich, um nur ein jüngstes Beispiel zu nennen, war gerade mit dem Kompromiss in der Abtreibungsfrage eine rechtliche Lösung gefunden worden, die den Autonomiebestrebungen der Frauen und damit begründeten Emanzipationshoffnungen entsprach, da scheint sich an den ethischen Diskussionen über therapeutisches Klonen die moralische Notwendigkeit aufzutun, Embryos generell unter den advokatorischen Schutz ihrer zukünftigen Menschenwürde zu stellen. Jeder politisch-

3 H.-P. Dürr. Zit. in: aaO. S. 11f

4 L. Boff, Ethische Herausforderungen der Globalisierung. MGU (Hrsg.), Basler Denkanstöße. Basel 1998. S. 11-30, hier S. 22.

5 A. Honneth, Identitätsfindung durch einen erweiterten Gerechtigkeitsbegriff. Sozialphilosophische Überlegungen zum Grundsatzprogramm der Grünen. Vortrag vor der 16. Ordentlichen Bundesdelegiertenkonferenz von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN am 10. März 2001. Manuskript S. 1.

normativen Zielsetzung folgt heute, so machen diese Beispiele deutlich, ein nicht leicht von der Hand zu weisender Einwand auf dem Fuß, jedem Pro steht ein Contra gegenüber, das für sich gesehen ebenfalls moralische Überzeugungskraft besitzt; wir haben es nicht mehr nur mit einer gewachsenen Unübersichtlichkeit der sozialen Verhältnisse zu tun, sondern sind durch eine Beschleunigung von Ungleichzeitigkeiten und Gegenläufigkeiten in eine Situation geraten, die primär alle Symptome einer politisch-moralischen Orientierungslosigkeit aufweist.⁶

Von diesem Strudel gegenläufiger Tendenzen sind in unserem Land alle großen Organisationen, die Parteien wie die Kirchen, die Gewerkschaften wie die Arbeitgeberverbände und Industrieorganisationen betroffen. Und doch sind die Krisen unseres Zivilisationsmodells unübersehbar geworden.

Unübersehbare Krisen

Fast willkürlich greife ich drei Krisenszenarios aus den Themenbereichen des Untertitels dieses Textes, »Friede, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung«, heraus, um die Situation unserer Erde schlaglichtartig zu verdeutlichen. Sie alle sind Indizien für das Lebensgefühl der Generation unserer Kinder, das unsere zwölfjährige Tochter kürzlich nach dem Anschauen der Tagesschau so formulierte: »Papa, ich wär' heut' am liebsten schon achtzig.« »Warum denn das?«, fragte ich gedankenlos erschrocken. »Dann bräuchte ich all das, was jetzt kommt, nicht mehr erleben.« Kinder wie meine Tochter, die dreißig Jahre älter sein wollte als ich, haben ein feines Gespür für die Erde und noch nicht gelernt, ihre Ängste zu verbergen. Sie reden existentiell von

dem, was ich jetzt als unübersehbare Krisen distanzierter anspreche.

Krieg und Gewalt

Einen Gesichtspunkt habe ich schon angesprochen: Nach dem Ende des Kalten Krieges hatten sich die Chancen einer internationalen Rechtsordnung und einer Pazifizierung der Welt drastisch erhöht. Doch die Zahl der Kriege steigt unvermindert und mehr und mehr wird darauf gesetzt, ethnische und andere Konflikte gewaltsam und kriegerisch zu lösen. Ich nenne stellvertretend lediglich den Kosovo-Konflikt, die Kriege in Afrika und den Krieg gegen den Irak samt den neuerlichen Bombardierungen zum Antritt der Bush-Administration in den USA und die nahezu kritiklose Akzeptanz, die dieser Machtbeweis des neuen Hoppla-hierbin-ich-Präsidenten der USA erfahren hat. Das Ende des bipolaren Denkens hat Kriege nicht unwahrscheinlicher, sondern offensichtlich eher wieder führbar gemacht – und zwar in den Regionen der Welt, die militär- oder ökonomiestrategisch für die Industrieländer bedeutsam sind; in allen anderen Regionen der Erde verdienen die gleichen Industrieländer an militärischer Intervention oder Pazifizierung uninteressiert an Krieg und Konflikt.

Auf einen zweiten Gesichtspunkt möchte ich hinweisen: Produktion, Handel und Gebrauch so genannter Kleinwaffen, die »täglich tausend Kinder töten«. Ende 1999 waren rund 500 Millionen Schusswaffen weltweit im Umlauf. Zwischen 1990 und 2000 starben rund 3 Millionen Menschen durch Kleinwaffen, vor allem in den Ländern der südlichen Hemisphäre, und dort vor allem Frauen und Kinder. Diese Waffen stammen in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus Ländern der nördlichen Hemisphäre – Deutschland verdient daran recht gut –, und man schätzt, dass 50% des Handels mit Kleinwaffen mit einem Umfang von ca. 5

Milliarden Dollar pro Jahr illegal ist. Mehr als 300.000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren werden zur Zeit weltweit in militärischen Konflikten mit solchen Waffen eingesetzt, darunter mindestens ca. 30% Kinder im Alter von elf bis zwölf Jahren. »Durch die Bewaffnung von Jugendlichen und Kindern, die in zahlreichen Konflikten zu beobachten ist, entsteht zweifellos ein Zukunftspotential an sozialen und politischen Problemen. Werden die Tausende von Jungen aus Liberia, Sierra Leone, Somalia und dem Sudan, die ohne Schulbildung und mit der Waffe in der Hand aufgewachsen sind, sich jemals durch eine friedliche Arbeit ernähren können?«⁷

Ungerechtigkeit und Hunger

Während ich diesen Text vortrage – das wissen wir alle – sterben mindestens 2.500 Kinder, 2.500 Kinder pro Stunde. Jedes von ihnen stirbt an Hunger und Unterernährung, an schmutzigem Wasser, an leichten Infekten. Jedes dieser Kinder stirbt an etwas, wofür es keinen sinnvollen Grund zu sterben gibt. Die Kinder sterben nicht, weil es zu wenig Nahrungsmittel auf der Erde gibt. Die Kinder sterben nicht, weil es zu wenig Geld oder Ressourcen für die Aufbereitung von Wasser oder für medizinische Vorsorgemaßnahmen gibt. Die Kinder sterben an unserem Reichtum. Armut und Tod sind die Kehrseite unseres Überflusses. »Die 20% der Ärmsten der Welt verfügen nur über 0,5% allen Reichtums der Erde, während die 20% Reichen über 80% allen Reichtums verfügen. Von den 6 Milliarden Bewohnern der Erde sind 5 Milliarden arm. Das neoliberale Weltsystem setzt indessen eine kleinere Menschheit voraus. Es funktioniert gut ... für 1, 5 Milliarden Menschen. Was machen wir mit den als überflüssig betrachteten 4,5 Milliarden Menschen?«⁸, fragt Leonardo Boff, lateinamerikanischer Befreiungstheologe. Die sog. Industrie- und

die sog. Entwicklungsländer sind verbunden durch aus der Kolonialzeit stammende Strukturen der Ausbeutung und der Ungleichheit produzierenden Abhängigkeit. Es gibt auf unserer Erde genug Nahrungs- und Lebensmittel für alle Menschen. Das Problem ist nicht ein »zu wenig«, das Problem ist das der gerechten Verteilung. Und da hilft eben auch keine »grüne«, also landwirtschaftliche Gentechnologie. Ich konzentriere mich im folgenden auf die Frage landwirtschaftlicher Gentechnologie, da hier insbesondere die Kirchen immer wieder angefragt werden. Vier Argumente nur will ich nennen, damit wir nicht auf Abwege geraten in der Diskussion um den Kampf gegen den Hunger und die Armut auf der Erde:

Beispiel Kambodscha, eines der least developed countries: Weder die erste noch die zweite Generation transgener Pflanzen – hier handelt es sich vornehmlich um Reis – werden von den Kleinbauern, die in der früheren »Kornkammer Südasiens« nach wie vor für die Nahrungsmittelproduktion wesentlich zuständig sind, angenommen. Day-cha Siripat vom Alternative Agriculture Network im Nachbarland Thailand formuliert: »Die Armen brauchen keinen Vitamin-A-Reis. Sie brauchen Vitamin L wie Land und Vitamin G wie Geld. Mangelernährung ist kein Technologieproblem, sondern ein Armutsproblem«⁹.

Zwischen der industriellen grünen Gentechnologie und der Biopiraterie – also dem Diebstahl genetischer Ressourcen – besteht ein unlöslicher Zusammenhang, dessen Be-

6 A. Honneth, aaO. S. 1 f.

7 Vgl. S. Wright, Leichte Waffen im Visier. Sie töten täglich tausend Kinder. In: Le monde diplomatique. Februar 2001. S. 16 f. Vgl. weiter: Kampagne gegen Kleinwaffen. In: Global Lernen. 3/2000 (Themenheft)

8 UNHCR (Hrsg.), Zur Lage der Flüchtlinge in der Welt. UNHCR-Report 1997-98. Bonn 1997. S. 174.

9 L. Boff, aaO. S. 17.

10 www.twinside.org.sg/title/pr.htm

ginn in den 70er Jahren und davor liegt. Beispiel Indien und die sog. »grüne Revolution«: Hier beherrschen jetzt im wesentlichen noch auf Züchtung beruhende 10 Reissorten 75% der Reisbaufläche. Früher wuchsen hier 30.000 verschiedene Reissorten. Denken Sie bitte, wenn Sie dies hören, an den

ersten Abschnitt meines Vortrages und eines seiner Fazits: Monokulturen leben gefährlich. Einerseits wird die grüne Gentechnologie die im Anbau befindlichen Reissorten weiter minimieren bis hin zur von Kritikern sog. und bereits patentierten Terminator-Technik: Diese Technik beruht auf dem Zusammenwirken dreier Fremdgene, von denen ein »Killergen« den pflanzlichen Embryo abtötet und zwei weitere Gene dieses »Killergen« an- oder abschalten können. Für die Pflanze bedeutet dies, dass sie einmal Frucht bringen kann, wenn das »Killergen« abgeschaltet

ist, aber keine Nachkommen hervorbringen kann, sobald das tödliche Gen angeschaltet wird. Konsequenz: Jedes Jahr müssen die Bauern neues Saatgut kaufen. Andererseits beuten die gleichen Industrien die an den Rand gedrängten und/oder vernichteten Sorten aus. Eine neue Form des Kolonialismus: Die Biodiversität verschwindet in den Labors der Firmen, die die Bauern – nach Möglichkeit – von einer einzigen transgenen Reissorte abhängig machen wollen.

Auf dem Sektor gentechnisch veränderter Nahrungsmittelpflanzenproduktion hat sich in den vergangenen Jahren eine ungeheure Konzentration vollzogen. Es hat sich ein globales Oligopol gebildet, das 1999 von fünf Firmen dominiert wurde: Eine der fünf Firmen kennen Sie: Novartis. Diese Firma

wollte bei Jena kürzlich einen Freisetzungsvorhaben, der friedlich – auch unter Mitwirkung von Kirchengemeinden – verhindert werden konnte. Gute Nachrichten aus Thüringen, habe ich mir gedacht, als ich davon hörte. Die anderen vier Firmen sind AgrEvo, Dow-Elanco, DuPont, Monsanto. Gar nicht lange Zeit davor machten kleine Züchter und Zuchtbetriebe den Löwenanteil dieses Sektors aus. Es gibt schlechterdings weder gute Gründe oder Argumente noch entsprechende historische Erfahrungen dafür, dass diese fünf multinationalen Konzerne die Welternährungsprobleme gerechter lösen als die unzähligen Betriebe zuvor.



»Eine Arche Noah, die einige wenige retten würde und alle anderen zu Grunde gehen ließe, gibt es nicht noch einmal.«
— Leonardo Boff

Mit dem transgenen Saatgut verschiebt sich die Geschäftsform vom physischen zum intellektuellen Eigentum. Auf dem Markt gibt es Käufer und Verkäufer, die untereinander Eigentum austauschen und dabei Profit machen. Im Network gibt es Anbieter und Benutzer. Anbieter gewähren Benutzern Zugang zu intellektuellem oder physischem Eigentum. »Property relation« wird abgelöst durch »access relation«. Wenn die Firma Monsanto einem Farmer Samen zur Verfügung stellt, gibt es keinen Verkauf, keinen Käufer und keinen Verkäufer mehr. Sie gewährt bloß Zugang zur DNA, zu einer genetischen Information, die ihr intellektuelles Eigentum ist und bleibt. Der Samen gehört nicht dem Farmer. Es ist illegal ihn weiter zu benutzen. Indem es aber nicht länger zum Austausch von Eigentum kommt, ist die Konzentration von Macht unausweichlich¹¹.

Die Argumentation zeigt sehr deutlich, worum es geht: um Reichums-, Ressour-

cen- und Machtkonzentration im Norden, nicht aber um Armuts- und Hungerbekämpfung im Süden oder gar um einen Weg zur Gerechtigkeit.

Klimakatastrophe und die Vernichtung des Lebens

»Die Erderwärmung ist die größte kollektive Krise, vor der die Menschheit je gestanden hat. Im Unterschied zu früheren Krisen ist sie ihrem Wesen nach global und bedroht das Überleben der menschlichen Zivilisation« – so 1989 zu lesen in der Erklärung der Internationalen Konferenz über Erderwärmung und Klimaveränderung aus der Perspektive der Entwicklungsländer.¹² Während mehr als 100.000 Jahre der CO₂-Gehalt der Atmosphäre weitgehend konstant blieb und vor der industriellen Revolution bei etwa 275 ppmv (= Millionstel Volumenanteil) lag, droht diese Zahl sich bis zum Jahre 2050, also seit Beginn der Industrialisierung in etwa 300 Jahren zu verdoppeln, wenn der gegenwärtige Trend anhält. Klimakatastrophe, Ozonloch, Treibhauseffekt sind die Folgen. Die Verantwortung dafür tragen in einzelnen Bereichen vom Energieverbrauch über Treibhausgas und Transportwesen bis hin zu den Ozonschichtkillern zu über 90% im Schnitt die Industrieländer. Ich nenne lediglich drei Auswirkungen der Erderwärmung:

Wegen der thermischen Ausdehnung des Wassers und dem Abschmelzen des Festlandeises wird der Meeresspiegel ansteigen. Dadurch werden rund 100 Millionen Menschen zur Flucht gezwungen. Ungewiss ist, ob die Erwärmung langfristig sogar die westantarktischen Schelfeise abschmelzen lässt. Dadurch würde der Meeresspiegel um fünf Meter steigen. Die Klimazonen werden sich verschieben. Insbesondere schon heute durch Trockenheit geplagte Regionen, in denen die Landwirt-

schaft bereits dicht an ihren biologischen Grenzen arbeitet, sind dadurch gefährdet.

Die Geschwindigkeit der Erwärmung wird viele Ökosysteme einem Klimastress aussetzen. Diesem Stress können sich Lebewesen mit kurzer Lebensdauer, also Mikroorganismen am besten anpassen. Vieles spricht dafür, dass die Menschheit es mit neuen Krankheiten zu tun bekommen wird.¹³

Wir wissen es längst, unser Lebensstil ist nicht auf die ganze Erde hin übertragbar. Der »Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen der Bundesregierung« hat für die Klimakatastrophe in seinem Jahresgutachten 2000 die beschleunigte Verbreitung eines »hochkonsumtiven Zivilisationsmodells mit Kurzfristorientierung« verantwortlich gemacht hat¹⁴ – früher waren wir hier klarer und sprachen vom Imperialismus kapitalistischer Ökonomie... Ich wünsche mir, dass wenigstens die Kirchen – wer sonst in unserem Land – zu solcher Klarheit wieder zurückkehren. »Eine Arche Noah« formulierte kürzlich Leonardo Boff, »die einige wenige retten würde und alle anderen zu Grunde gehen ließe, gibt es nicht noch einmal. Die Interdependenz ist so groß geworden, dass wir entweder alle gerettet durchkommen oder alle untergehen.«¹⁵ George Bush hat auch dies nicht kapiert und postuliert »Klima-Kamikaze« – und noch einmal, wer sollte ihm zuerst widersprechen, wenn nicht die Kirchen und Religionsgemeinschaften! Und so weit waren wir schon einmal, 1989, als noch mehr Zeit war als heute:

11 Vgl. Jeremy Rifkin, in: FAZ vom 11. 04. 2000, S. 49: Wir werden Kriege um Gene führen.

12 Zit. in epd-Dok 4/1990, S. 35.

13 Vgl. F. Vorholz, Die Lunte brennt schon. In: DIE ZEIT, 10. 03. 1995, S. 50; vgl. auch das Themenheft »Umwelt und Entwicklung« von Global Lernen 2/1996.

14 vgl. www.wbgu.de

15 L. Boff, aaO. S. 21.

»Nutzung von Energie ist unvermeidlich mit Belastungen für Mensch und Umwelt verbunden. Hoher Energieverbrauch hat einen hohen Preis: Leben wird zunehmend gefährdet und geschädigt. Viele zerstörerische Entwicklungen haben ihre Ursache in unserem Umgang mit Energie. Wir stehen vor der Aufgabe, uns an der Suche nach lebensdienlichen Möglichkeiten für die Gewinnung und Nutzung von Energie zu beteiligen« – so die Ökumenische Versammlung 1989 in Dresden.¹⁶

Der Widerstand wächst und globalisiert sich wie die Krisen

So richtig es auch ist, das »gespenstische Verschwinden von Großdemonstrationen und sozialen Bewegungen« in unserem eigenen Land zu konstatieren, so ist dies doch nur die eine Seite. Seit Seattle – die Demonstrationen und Straßenkämpfe gegen die Welthandelsorganisation – ist nichts mehr wie es war. Die erfolgreichen Proteste gegen die Welthandelsorganisation (WTO), bei der ökologische und soziale Faktoren keine Rolle spielen, um Macht und Profite der Konzerne zu mehren, waren nur der Startschuss. Seitdem macht weltweit eine rasant wachsende Koalition von Umweltschützern und Gewerkschaftern, Menschenrechtlern und Kirchengruppen gegen die Folgen der Globalisierung mobil. Prag, Nizza und Washington waren die nächsten Stationen. Quebec wird im April folgen.

Die skandalösen Folgen der Globalisierung im Bereich der Naturzerstörung wie die oftmals menschenverachtenden Arbeitsbedingungen haben eine bunte Koalition auf den Plan gerufen, die die Gegnerschaft gegen die gegenwärtige neoliberale Globalisierung ebenso eint wie die Hoffnung

auf eine Globalisierungsstrategie, die die sozialen Konflikte ebenso wahrnimmt wie zerstörerische ökologische Folgen. Der indische Globalisierungskritiker Thomas Kocher ist sich sicher: »Das 21. Jahrhundert wird durch den Aufstand gegen den wirtschaftlichen Kolonialismus gekennzeichnet sein. Der wird ebenso verschwinden wie der politische Kolonialismus.«¹⁷ Es ist eine bunte Koalition, die hier entstanden ist, und die sich weitgehend über das Internet informiert und organisiert. Es gibt nicht den Versuch, gemeinsam auf verbindliche Prinzipien sich einzuschwören – und genau dies macht die Bewegung für eine junge, individualisierte Generation so attraktiv, die spätestens seit dem Fall der Mauer keinerlei absoluten Wahrheiten mehr traut. Und dies stellt sicher, dass niemand ausgeschlossen und jeder gehört wird. Das Resultat ist genau jene kulturelle Vielfalt, die viele Aktivisten durch die Uniformität der globalen Konsumwelt gefährdet sehen.

Gleichwohl haben sich seit dem Gegen-Gipfel zum Weltwirtschaftsforum im schweizerischen Davos, der Ende Januar im brasilianischen Porto Alegre stattfand, Grundzüge einer neuen Form der Globalisierung herausgebildet, die zeigen, dass solidarische Alternativen zu einem reinen neoliberalen Rentabilitätsdenken möglich sind. Anstelle das Individuum zu einer Funktion ökonomischer Rentabilität zu machen, gilt es die Ökonomie wieder zu einer Funktion der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu machen. Das neue Kriterium des Neoliberalismus hinsichtlich des Menschen lautet lifetime value: Der Wert des Individuums bemisst sich daran, wie viel es im Laufe seines Lebens konsumieren wird. Dagegen gilt es wieder deutlich zu machen und in ökonomische Vernunft zu übersetzen, dass ökonomische Argumente auf den Geboten des endlichen menschlichen Lebens beruhen und eben nicht auf denen unendlichen

Konsums. In einem in Porto Alegre entstandenen »Plädoyer für eine humane Wirtschaftspolitik« heißt es:

»Der Internationale des Geldes setzen wir einen neuen Internationalismus entgegen, der die menschliche Gemeinschaft zusammenschließt und sich auf ein dreifaches Solidaritätsgebot beruft:

- auf die Solidarität zwischen den Völkern, um neue Institutionen zu schaffen, die sich um eine »Weltorganisation für soziale Entwicklung« gruppieren; ...
- auf die Solidarität zwischen den Menschen einer jeden Nation und Gemeinschaft von Nationen, die jedem seinen Anteil an den Reichtümern sichert, die das Produkt kollektiver Anstrengung sind; ...
- auf die Solidarität zwischen den Generationen, die sich ausdrückt in neuen Maßnahmen zum Schutz der Natur, die gemeinsames Gut der ganzen Menschheit ist, und zur Förderung nachhaltiger Entwicklung.«¹⁸

Diese Form der Globalisierung setzt auf Kooperation statt auf Gewalt und die drei Solidaritätsgebote lesen sich wie eine säkulare Umschreibung der Hoffnung auf Frieden – Solidarität zwischen den Völkern –, auf Gerechtigkeit – Solidarität zwischen den Menschen – und auf die Bewahrung der Schöpfung – Solidarität zwischen den Generationen. »Es ist angebracht, die politische Ökonomie neu zu begründen. In ihrem ursprünglichen Sinn ist sie die Verwaltung des Mangels und nicht die Technik des unbeschränkten Wachstums der Produktion von Gütern und Dienstleistungen. Heute braucht man eine Wirtschaft des Genügens für alle, nämlich als Mitte zum Leben der Menschen und der Natur und nicht mehr länger als Selbstzweck.«¹⁹

Unser Glaube steht auf dem Spiel

Es waren die Kirchen der DDR, die 1983 in Vancouver den konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung initiierten – und mir ist bis heute unklar, warum diese Kirchen der DDR dieses Pfund im Acker des Anschlusses an Westdeutschland vergruben statt damit zu wuchern. Die Protokolle und Texte von damals sind – leider! – heute immer noch so aktuell und mutig wie sie es zu Zeiten der DDR waren. In der Botschaft von Dresden heißt es: »Die ökumenische Dynamik unserer Versammlung ist nicht umkehrbar; wir haben sie als hoffnungsvoll für den weiteren Weg unserer Kirchen erlebt. ... Eine Rückkehr hinter alte Mauern und Spannungen darf es nicht geben.«²⁰ Die ökumenische Dynamik ist nicht umkehrbar..., aber sie war offensichtlich bis zum Verschwinden integrierbar, als aus den »Kirchen im Sozialismus« unreflektiert Kirchen im Kapitalismus wurden. Ich sage das nicht, um anzuklagen, sondern um Trauerarbeit einzufordern als ersten Schritt zu einem neuen ökumenischen Aufbruch.

1975 in Nairobi hatte die V. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen das Programm »JPSS« beschlossen: just, participatory and sustainable society – das Programm für eine gerechte, partizipatorische und nachhaltige oder überlebensfähige

16 Epd-Dok 21/1989. S. 67

17 Zit. nach Greenpeace Magazin. 2/2001. S. 16.

18 R. Passet, Plädoyer für eine humane Wirtschaftspolitik. In: Le monde diplomatique. Februar 2001. S. 8. Vgl. auch: Plädoyer für eine ökumenische Zukunft u.a. (Hrsg.), Was die Welt zusammenhält... Ökumenische Perspektiven zur Globalisierung. Rothenburg 2000.

19 L. Boff, aaO. S. 23.

20 Ökumenische Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung: Wort der ökumenischen Versammlung. In: epd-Dok 21/89. S. 1f.

hige Gesellschaft. Es waren die Kirchen, die lange vor den säkularen Weltorganisationen den Begriff der Nachhaltigkeit geprägt haben. Dieses gesellschaftliche und politische Programm wurde 1983 in Vancouver dann überführt in den konziliaren Prozess »JPIC«: justice, peace and integrity of creation. Böse Zungen übersetzten die Abkürzung »JPIC« damals mit »John Paul is coming«: der Papst Johannes Paul ist im ÖRK angekommen und hat dem politischen Programm für eine gerechte, partizipatorische und überlebensfähige Gesellschaft die Zähne gezogen, indem es verkirchlicht und zu einem konziliaren Prozess gemacht wurde.

Ich denke nicht, dass diese Einschätzung stimmt. Vielmehr kam zu dem politischen Programm, zu dem Programm einer politischen Ethik der ökumenischen Bewegung eine dezidiert dogmatische und näherhin ekklesiologische Komponente hinzu: Die Initiatoren und dann die Beteiligten am konziliaren Prozess behaupteten nun nämlich, dass es bei den Fragen weltweiter Gerechtigkeit, eines tragfähigen Friedens und der Integrität der Schöpfung nicht lediglich um politisch-ethische Fragen geht, bei denen Christen eventuell so oder auch anders sich entscheiden können, sondern dass mit den Themen des konziliaren Prozesses der Glaube der Christinnen und Christen und das Kirchesein der Kirche auf dem Spiele steht – für eine lutherische Kirche eine theologische und ethische Herausforderung, ihr Kirchesein und ihren Glauben inmitten gesellschaftlicher und weltweiter Herausforderungen neu zu bedenken.



»Eucharistie feiern bedeutet heute Wissen um die eigene Verpflichtung einer Praxis im Widerstand gegen die Spaltung in Arm und Reich«
— Margot Käßmann

Lassen Sie mich an nur einem Beispiel zeigen, was dies meint und welche Brisanz darin steckt: Menschen im Süden – ich habe schon darauf hingewiesen – erfahren Hunger, Unterdrückung und gegenwärtige Vernichtung ihres Lebens als zentrales Problem. Sie sterben an unserem Leben: Das kapitalistische System wird hemmungslos globalisiert und wird – Walter Benjamin hat bereits 1921 darauf hingewiesen²¹ – zur Weltreligion. Dagegen kämpfen Menschen im Süden der Erde und ihr Kampf ums Überleben richtet sich – notwendig – gegen uns im Norden, die wir ihr Überleben durch das uns gewohnte Leben bedrohen und unmöglich machen, und dagegen, woran der Norden sein Herz hängt und was sein Gott geworden ist²²; die kapitalistische Revolution²³.

In Jesus teilte Gott sein Leben mit allen Menschen, wie Gott das Leben im Wüstenzug Israels ermöglichte durch das Manna. »Was wir bekommen – seine Gerechtigkeit – bleibt uns nur, wenn wir teilen. ... Hamstern wir, verfaulen wie Manna, was für alle reicht.«²⁴ Zum barmherzigen Handeln gehört, was die ökumenische Bewegung in den späten 60er Jahren als »love in structures«²⁵ formulierte. Die Praxis und Sprache der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit, der Kooperation, sind einzuüben, die Praxis der Ellenbogen und der rücksichtslosen Modernisierung, die Praxis der Gewalt, gilt es zu entlarven und zu verlernen. Lebensmöglichkeiten mit allen zu teilen – auch das ist eine Herausforderung unseres Glaubens, der Theologie nachzudenken hat im Interesse einer lebensfördernden gerechten Praxis zwischen

allen Menschen auf dem bewohnten Erdbereich. Umkehr in den Schalom Gottes, in seine Gerechtigkeit für alle Menschen, d.h.: Nur was wir teilen, haben wir²⁶. Ungeteiltes Haben, Privateigentum, darauf wurde Helmut Gollwitzer²⁷ nicht müde hinzuweisen, kommt von lateinisch *privare* – rauben: Privateigentum ist das geraubte Manna, das für alle hätte reichen können. Oder – ich rede hier ja zu der Synode einer lutherischen Kirche – bündig mit Martin Luther: »Was nicht im Dienst steht, steht im Raub.«²⁸

Es war damals, um 50 in Korinth²⁹: Reiche und Arme waren Glieder der neu gegründeten Gemeinde geworden. Nicht verwunderlich kommt es zu Konflikten. Die Gemeindeglieder kommen zur Mahlfeier zusammen, Reiche werden satt, und Arme bleiben dabei hungrig. Davon hat Paulus erfahren und er wird richtig wütend: Nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden kämen die Korinther zusammen, wenn sie an ihrer Praxis festhalten und das Abendmahl nicht wahrnehmen als Gelegenheit, sich einzuüben ins Teilen. Paulus klagt hier Gewalt an und er klagt die Kooperation des Teilens ein. Und nicht nur das, nein: »Wer auf un-solidarische Weise das Brot isst und den Becher Christi trinkt, wird am Leib und Blut Christi schuldig«³⁰. Das ist die theologische Brisanz des konziliaren Prozesses: seine ethischen Fragen sind unmittelbar Fragen unseres Glaubens und unserer Frömmigkeitspraxis. Abendmahl, die alltägliche und zugleich gottesdienstliche Feier, ist Einübung in die Ökonomie der Gerechtigkeit, mobilisierende Vorwegführung des Reiches Gottes. »Eucharistie feiern bedeutet heute ... Wissen um die eigene Verpflichtung einer Praxis im Widerstand gegen die Spaltung in Arm und Reich«, so die lutherische Bischofin Margot Käßmann in ihrer Dissertation zur »eucharistischen Vision«³¹. Der in lateinamerikanischen Basisgemeinden erfahrbare Zusammenhang von Spiritualität

und sozialer Veränderung³² ist hier auch für unseren westeuropäischen Kontext eingefordert³³: »Die Gemeinschaft ist durch Gott begründet und duldet keine Störung durch gesellschaftliche Unterschiede.«³⁴ Das Teilen des Brotes fordert die Preisgabe der Privilegien. Privateigentum und der Umgang mit ihm sowie eine häusliche Ökonomie, deren Maßstab ihre schwächsten und wehrlosesten Glieder sind, sind geistliche Fragen: Fragen des Glaubens, der sich herausgefordert weiß durch die Vision des Reiches Gottes: »Es werden kommen vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes«³⁵. Oder – und jetzt zi-

21 Vgl. W. Benjamin, Kapitalismus als Religion. In GS, Bd. VI. Frankfurt 1991. S. 100-103; vgl. weiter: Th. Ruster, Jenseits aller Ethik: Geld als Religion? In: H. Kochanek (Hrsg.), Ich habe meine eigene Religion. Zürich/Düsseldorf 1999. S. 182-209.

22 Vgl. M. Luthers Erklärung zum 1. Gebot in seinem großen Katechismus. In: K. Aland (Hrsg.), Luther Deutsch, Bd. 3. Stuttgart 1961. S. 20-27.

23 So der Titel der noch immer den Wegweisenden Analyse H. Gollwitzers aus dem Jahre 1975.

24 M. Stöhr, aaO. S. 148.

25 Vgl. H. Krüger (Hrsg.), Appell an die Kirchen der Welt. Stuttgart/Berlin 1967.

26 Vgl. W. Simpfendorfer, Befreiung für Westeuropa. In: Gesamthochschule Kassel (Hrsg.), Dokumentation anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Herrn Pfarrer Werner Simpfendorfer, Hinterzarten, durch die Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Erziehungs- und Humanwissenschaften, am 19. November 1985. S. 20-29, hier S. 29.

27 Vgl. H. Gollwitzer, Umkehr und Revolution. Bd. 2. München 1988. S. 44.

28 Zitat ebd.

29 1. Kor 11, 17-34.

30 Vgl. 1. Kor 11, 27 in der Übersetzung von Luise Schottroff.

31 M. Käßmann, Die eucharistische Vision. München/Mainz 1992. S. 359.

32 V. D. Oesselmann, Spiritualität und soziale Veränderung. Gütersloh 1999.

33 Vgl. D. Sölle, Gott denken. Stuttgart 1990.

34 L. Schottroff, D. Sölle, Lachen und essen – das christliche Abendmahl. In: JK 60. Jg. 1999. S. 467-476. Zitat S. 472.

35 Lk 13, 29.

tiere ich ein letztes Mal aus den Dokumenten von Dresden, aus dem Abschnitt »Leben in Solidarität – eine Antwort auf weltweite Strukturen der Ungerechtigkeit«, der hinsichtlich des Solidaritätsgebotes erinnert an das oben erläuterte »Plädoyer für eine humane Wirtschaftspolitik« von Porto Alegre und so noch immer prophetische Kraft und zivilgesellschaftliche Relevanz erweist; in diesem Dokument von Dresden aus dem Jahre 1989 heißt es: »Das Teilen des eucharistischen Brotes fordert uns heraus, auch das tägliche Brot zu teilen.«³⁶ Unser Glaube und mit ihm das Kirchesein von Kirche, das verdeutlicht diese Analogie, stehen auf dem Spiel, wenn wir nicht teilen. Jedes der 2500 stündlich sterbenden Kinder ist eine Frage Jesu, warum wir ihn nicht speisen. Das ist die Brisanz des konziliaren Prozesses, da geht es nicht um irgend etwas, das sich nebenbei in einer Synode erledigen lässt, es geht nicht um Adiaphora, wie die alten Dogmatiker sagten, sondern um den Kern unseres Glaubens – oder glauben wir das alles gar nicht mehr?

Der konziliare Prozess zielte auf Verbindlichkeit der Kirchen und der Christinnen und Christen; er hat solche Verbindlichkeit punktuell erreicht; er hat sie auch vielfach und immer wieder verfehlt. Das stellt die prinzipielle Frage danach, wie ethische Verbindlichkeit über die Kirchen hinaus, denken Sie nur an die vielen Verbündeten des globalisierten Widerstandes gegen die neoliberalen Globalisierungsstrategien, erreicht werden kann.

Ethische Verbindlichkeiten im Zeitalter der Individualisierung?

Individualisierungstrends bestimmen unsere Gesellschaft und in ihr die gesellschaftlichen Großorganisationen und so auch die Kirchen. Dies gilt insbesondere in der neuen Generation, die Ulrich Becker, die »Kinder der Freiheit« nannte und die Sloterdijk beschreibt als Menschen, die dem Neuen entgegengehen, mit einer Freiheit, von der die alten Problemträger – gemeint sind Menschen wie ich, die sog. 68er – nur wenig wissen.³⁷ Wenn diese Beschreibungen und ihre Implikationen auch nur ein wenig stimmen und alle soziologischen Daten sprechen dafür, dann braucht es eine »Ethik jenseits von Hypermoralen«³⁸. Eine Verantwortungsethik der Zukunft wird sich deshalb nicht aus Ideologien, Weltanschauungen oder Religionen ableiten, sondern sie wird aus den persönlichen Weltdeutungen der einzelnen Menschen, in denen natürlich religiöse und weltanschauliche Elemente eine Rolle spielen, kommunikativ entwickelt werden müssen. Auch in der Form geht es also um Kooperation, weil auch mit noch so subtiler oder versteckter Gewalt keine Ethik mehr durchsetzbar ist.

Der konziliare Prozess kann angesehen als ein kooperatives Modell einer kommunikativen Entwicklung von Verantwortungsethik aus persönlichen Weltdeutungen. Christinnen und Christen aus ganz unterschiedlichen Kontexten der einen Erde kamen zusammen, um aufgrund verschiedener Herkunft und Erfahrungen gemeinsam zu beraten. Ein Konzil ist die den christlichen Kirchen seit Anbeginn eigentümliche Form, »den Streit um das konkrete Erkennen und Tun der Wahrheit auszutragen«³⁹; der Prozess dieses Streites ist konziliar –

nicht konziliar, das haben manche in den letzten Jahren verwechselt.

Joachim Garstecki hat seinerzeit auf die unterschiedlichen Bezüge und Dimensionen des konziliaren Prozesses hingewiesen, indem er verdeutlicht hat, dass dieser nicht nur sach-, problem- oder handlungsbezogen ist, sondern ebenso und vor allem partner- und institutionenbezogen.⁴⁰ Mir geht es im folgenden wesentlich um jenen Partnerbezug des konziliaren Prozesses, weil ich denke, das hier ein Modell für das Entstehen kommunikativer Verbindlichkeit ethischer Orientierungen vorliegt, ging es doch im konziliaren Prozess darum, dass »größtmögliche Deutlichkeit in der Sache« und »umfassende ökumenische Zustimmung«⁴¹ zusammenkommen, dass also möglichst viele Menschen die Herausforderung der gegenwärtigen Situation erkennen, beurteilen und gemeinsam Handlungsperspektiven entwickeln.

Im Zusammenhang der ökumenischen Debatte hat eine Arbeitsgruppe der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau bereits 1971 zu umschreiben versucht, was Konziliarität im Rahmen einer Landeskirche, ihrer verschiedenen Gemeinden und ihrer noch viel unterschiedlicheren Mitglieder heißen kann. In dem Dokument »Der konziliare Weg der Kirche«⁴², das stark von Ernst Lange⁴³ geprägt ist, heißt es: »Konziliarität

- erfordert aktive Toleranz,
- setzt eigene Lernbereitschaft voraus,
- hängt von der Fähigkeit ab, sich anderen aufzuschließen,
- geht das Risiko ein, sich auf Konflikte einzulassen,
- wird Prozesse der Meinungsbildung und Entscheidung ernstnehmen,
- überbrückt vorhandene Schranken und verhindert ein vorschnelles Urteil, indem in der Kontroverse versucht wird, auf die Wahrheit in der Position des jeweils anderen zu achten.«

Eine solche Aufgabe »stellt enorme Anforderungen an die Kirchen und ihre Glieder. Sie werden neu lernen müssen, aufeinander zu hören, den Streit um das Erkennen der Wahrheit auszuhalten und sich der Verheißung anzuvertrauen, dass es letztendlich nicht die Einsicht der Sachverständigen, sondern der Geist Gottes ist, der sie in die volle Wahrheit führt. Sie müssen lernen, konzilsfähig zu werden, Bundesgenossenschaft einzuüben, gerade auch mit fremden Partnern«⁴⁴.

Die ökumenische Bewegung hat also Übung und Erfahrung in kooperativen Modellen einer kommunikativen Entwicklung von Verantwortungsethik aus persönlichen Weltdeutungen. Und wie viel mehr haben dies die Kirchen der Reformation. Das »Priestertum aller Gläubigen«, also das Expertentum der Laien als Alternative zur Unterwerfungsethik der mittelalterlichen katholischen

36 Ökumenische Versammlung, Leben in Solidarität – eine Antwort auf weltweite Strukturen der Ungerechtigkeit. In: epd-Dok 21/89. S. 20.

37 Vgl. P. Sloterdijk, Die Kritische Theorie ist tot. Briefe an Assheuer und Habermas. Die Zeit. Ausgabe vom 9. September 1999.

38 Vgl. S. Jung, Tu, was dem Leben dient. Die Grundregel für den Menschenpark. In: M. Freitag u.a. (Hrsg.), Evangelische Ethik, gesellschaftliches Handeln und politische Bildung. Hannover 2000. S. 173-183, hier S. 174.

39 K. Raiser, Konziliarität und Konzil des Friedens als ökumenische Herausforderung. Unveröffentl. Ms. 1986. S. 21.

40 J. Garstecki, Statt einer Einführung: Wo stehen wir im konziliaren Prozess? In: Theologische Studienabteilung beim Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR, Informationen und Texte. Nr. 16: Konziliarer Prozess (2). Oktober 1986. Berlin/DDR. S. 1 ff, hier S. 3.

41 J. Garstecki, aaO. S. 5.

42 Vgl. EKH (Hrsg.), Der konziliare Weg der Kirche. Darmstadt 1971. Vgl. weiter: W. Huber, Der Streit um die Wahrheit und die Fähigkeit zum Frieden. München 1980.

43 Vgl. E. Lange, Die ökumenische Utopie. Stuttgart 1971.

44 K. Raiser, Entscheidend ist der konziliare Prozess. In: Ökumenischer Informationsdienst Nr. 3. Februar 1986. S. 1.

Kirche von Luther formuliert und konzipiert war vielleicht der erste Schritt jener Individualisierung, die heute unser gesellschaftliches Leben mitbestimmt. Wir begegnen also hier gesellschaftlich unseren reformatorischen Ursprüngen. Um so mehr gilt es, diese Kommunikationserfahrungen einzubringen nicht nur in die gegenwärtigen kirchlichen Auseinandersetzungen, sondern mindestens genauso wichtig, wenn nicht bedeutsamer in den zivilgesellschaftlichen und weltweiten Diskurs des Widerstandes gegen Ungerechtigkeit, Unfrieden und die Zerstörung der Natur. Ohne solche gewaltfreien Konsensbildungsprozesse ist weder eine gesellschaftliche noch gar eine menschheitliche Veränderung hin zu Gerechtigkeit, Frieden und einer lebensfähigen Natur auch nur denkbar. Eine Möglichkeit dazu ist die 1999 in Harare beschlossene Dekade »overcome violence«, »Gewalt überwinden«.

overcome violence – Kooperation statt Gewalt

Parallel zur Anfang Februar dieses Jahres in Berlin eröffneten Dekade »overcome violence« des Ökumenischen Rates der Kirchen ruft die UNO, die 1999 während ihrer Generalversammlung eine »Erklärung über eine Kultur des Friedens und ein Aktionsprogramm für eine Kultur des Friedens« veröffentlichte, auf zu einer Dekade unter dem Titel »UN-Dekade für eine Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit für die Kinder der Welt«. Beide Dekaden nehmen vielfältige Erfahrungen und Aktionsprogramme beider Organisationen aus den vergangenen Jahrzehnten auf.

Gewalt soll überwunden werden

- zwischen den Staaten und Ethnien – Minimierung von Krieg,

- zwischen Nord und Süd – Minimierung von Hunger und Ungerechtigkeit,
- zwischen Mensch und Natur – Minimierung von Umweltzerstörung.

Die politische Stoßrichtung beider Dekaden zielt auf eine Umkehr der neoliberalen Globalisierungsstrategie im Interesse der Menschen und der Natur, so sind die Dekaden bündnisbedürftig und bündnisfähig zu allen anderen Gruppen und Bewegungen, die Widerstand leisten gegenüber einer hemmungslosen ökonomischen Globalisierung.⁴⁵ »Ökumene unter den Bedingungen heutiger Globalisierung ist die unablässige Bemühung, durch die Knüpfung von Gemeinschaftsbeziehungen über alle die Menschen voneinander trennenden Grenzen hinweg zum Aufbau einer Kultur des Dialogs und der Solidarität, des Friedens und der Gewaltfreiheit, des Teilens und der Mitmenschlichkeit beizutragen. ... Der neue Himmel und die neue Erde, die erneuerte Schöpfung Gottes, das ist die Zielbestimmung einer wirklich bewohnbaren Erde, der Oikoumene Gottes. ... Gott hat die Menschen zu Mitarbeitern [zu Kooperatoren⁴⁶, G.O.] in seinem Schöpfungswerk berufen. Wir sind als Menschen mitverantwortlich für die Bewohnbarkeit der Welt Gottes; das ist das Zentrum der Berufung, der die ökumenische Bewegung der Kirchen zu entsprechen sucht.«⁴⁷

Beide Dekaden wie ihre Trägerorganisationen machen deutlich, dass sie sich dem Paradigmenwechsel von der Gewalt zur Kooperation stellen wollen. Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, dass die Dekade »overcome violence« nicht lediglich eine Fortsetzung etwa des konziliaren Prozesses zu sein beansprucht, sondern dass sie die Themen des konziliaren Prozesses – die Bearbeitung der friedlosen, ungerechten und umweltzerstörenden Strukturen und Zustände – bündelt, auf ihren gemeinsamen Nenner zurückführt und unter ein gemein-

sames Thema rückt, das vielleicht wie kein anderes das Thema unserer Gegenwart und das Thema der ökumenischen Bewegung ist: die Überwindung von Gewalt.

»Die ökumenische Bewegung ist eine Friedensbewegung. Sie ist, weit über den Genfer Zusammenschluß hinaus, die Weise, wie die christlichen Kirchen heute den Frieden wahrnehmen«, schreibt Ernst Lange – nach Dietrich Bonhoeffer der bedeutendste deutsche Ökumeniker – 1971 in seinem Buch »Die ökumenische Utopie, oder: Was bewegt die ökumenische Bewegung?«⁴⁸. »Denn«, so schrieb Ernst Lange vor dreißig Jahren weiter, »der Frieden, der Schalom, der in Jesus von Nazareth proklamiert und modelliert ist, ist die einzige raison d'être des Christenglaubens und seiner Vergesellschaftungen: Wurzel und Grund, Energie, Mandat und Sinn. Eine Kirche, die sich nicht mehr vom Schalom her versteht und auf den Schalom konzentriert, ist nicht Kirche, sondern Un-Kirche, was immer sie sonst noch sein mag. Ist aber der Schalom nur noch ökumenisch wahrzunehmen, dann ist damit das Ökumenische zu einem Kriterium für das Kirchesein von Kirche heute erhoben.«⁴⁹ Und ich ergänze als ein Resümee meiner Überlegungen: Eine Kirche, die »overcome violence« in seinen unterschiedlichen inhaltlichen und auf Konziliartät, also die Kommunikationsform bezogenen Dimensionen, die ich in diesem Vortrag angedeutet habe, nicht zu ihrem zentralen Thema macht, ist Un-Kirche, was immer sie sonst noch sein mag und zu beraten und zu entscheiden hat. Gewalt gegen Menschen und Natur zu überwinden ist zu einem Kriterium für das Kirchesein von Kirche, zu einem Kriterium für unseren Glauben heute geworden.

Liebe Mitchristen und Mitchristinnen, lasst uns entschlossen der Welt und ihren Fragen wie ihren Hoffnungen uns zuwenden. »Wenn wir die Welt umarmen – Sie

kennen das Plakat von Vancouver 1983 –, umarmen wir Gott. Aus dieser Erfahrung erwächst eine neue, integrierende, planetarische Spiritualität der Erde. Die Welt ist nicht bloß Brücke zu Gott. Die Welt ist der Ort der Erde, an dem wir Gott verehren und das Haus, in dem wir Gott begegnen. Deshalb ist wahr, was der größte Mystiker des Westens, Meister Eckhart sagte: »Könnte die Seele Gott ohne die Welt erkennen, wäre die Welt nie geschaffen worden.« Die Welt und wir in der Welt existieren, weil Gott in seiner übergroßen Fülle sich Gefährten verschaffen wollte. Und diese sind wir und die ganze Schöpfung.« ... Aus solch einer Spiritualität, aus solche einem Glauben »wächst die unbeschränkte Solidarität mit allen, besonders aber mit den leidenden Wesen, sei es der Natur, sei es der Gesellschaft.«⁵⁰

Es gibt Hoffnung! Lasst uns gemeinsam Ostern »unter die Füße nehmen«. Der Oster-Auftrag Jesu ergeht an eine Frau, an Maria: »Steh auf und geh.«⁵¹ Der Auftrag, liebe Schwestern und Brüder, gilt uns allen, bleiben wir nicht in unseren kirchlichen Mauern: Steht auf und geht – die Menschen und die Natur, die wir als Gottes Schöpfung glauben, warten auf euch, die Kinder Gottes.⁵²

45 Vgl. Plädoyer für eine ökumenische Zukunft u.a. (Hrsg.), Was die Welt zusammenhält. Ökumenische Perspektiven zur Globalisierung. Rothenburg 2000.

46 Vgl. die anthropologisch-theologische Bestimmung des Menschen als cooperator Dei in der Dogmatik der lutherischen Orthodoxie.

47 K. Raiser, Ökumenische Perspektiven zur Globalisierung. In: Plädoyer für eine ökumenische Zukunft u.a. (Hrsg.), aaO. S. 19-25, hier S. 25 und 24.

48 Stuttgart 1971. S. 208.

49 Ebd.

50 L. Boff, aaO. S. 28.

51 Vgl. W. Simpfendorfer, Erhoffte Vergangenheit. In: Plädoyer für eine ökumenische Zukunft (Hrsg.), Generationen begegnen sich. Berlin 1989. S. 9-28.

52 Vgl. Röm. 8, 18 ff.

Dreht sich der Wind?

G8-Gipfel in Genua

Von UDO FLEIGE.

- Endlich gibt es Widerspruch,
- endlich »fällt vielen im Westen auf, dass die Globalisierung keineswegs automatisch ein Beglückungsprogramm für alle ist« (Spiegel 23.07.2001).
- Endlich gelten die nicht mehr als restlos vertrottelt und ewig-gestrig, die Spekulationen mit Aktien stets kritisiert und verurteilt haben.

...und die Demonstration am 19. Juli, am Vortag des Gipfels in Genua, war mit ca. 50.000 TeilnehmerInnen wohl die größte Demo für die Rechte der MigrantInnen, die es bisher in Europa gegeben hat. – Auch nicht schlecht.

Weckruf Genua

- Denken wir uns die ca. 1500 Randalierer von Genua weg, die zu allen Zeiten und an allen Orten de facto mit den bezahlten Provokateuren der Polizei gemeinsame Sache machen (und/oder umgekehrt),
- und denkt man die ca. 15.000 »Tute bianche« weg (da komme ich noch drauf zurück),
- und denkt man den brutalen und unverhältnismäßigen Einsatz der 15.000 italienischen Polizisten und 3000 Elitesoldaten weg,
- und könnte man auch den Tod des 23-jährige Carlo Giuliani ungeschehen machen – das wäre schön –

ja, dann bleiben noch 200.000 Menschen übrig: PazifistInnen aus Nordirland und GewerkschafterInnen aus Großbritannien, Cheer-Leader-Gruppen mit ihren bunten Pompons und »viele lustige Leute«, wie ein Teilnehmer einem Filmjournalisten ins Mikrofon diktierte. Sogar den Segen von Teilen der Kirche gab es dazu: Fünzig katholisch-italienische Organisationen haben unter der Leitung von Kardinal Dionigi Tettamanzi die Demonstration unterstützt und ein Manifest für eine Globalisierung mit menschlichem Antlitz unterschrieben:

Eine wunderschöne und mächtige Demonstration gegen eine undemokratische, unsoziale, unökologische und unkontrollierte Globalisierung der Weltwirtschaft.

»Genua, das war [...] ein lauter Weckruf. Eine Aufforderung an alle, die sich für mehr verantwortlich fühlen als das eigene Wohlbefinden. [...].

- Wie lässt sich Wohlstand organisieren, der wirklich alle erreicht?
- Welche Rolle muss die Politik spielen in einer Welt, die auf die Territorien der Nationalstaaten keine allzu große Rücksicht mehr nimmt?
- Wie lassen sich die erratischen [?] U.F.] Ausschläge an den Weltfinanzmärkten,

die ganze Volkswirtschaften dahinfliegen können, endlich kontrollieren)

- Und was, bitteschön, wird aus jenen Menschen, denen das neue Tempo die Luft zum Atmen nimmt?
- Und am Ende die schlichte [...] Frage: Wem gehört die Welt?« (Spiegel a.a.O.)

Tute Bianche

Die italienische Gruppe Tute Bianche tritt »ganz in weiß« auf, in weißen Staubschutzanzügen, die dick ausgepolstert werden zum Schutz gegen Schläge; der Kopf wird mit Bauarbeiter- und Motorradhelmen geschützt, Brust und Schultern zum Beispiel mit Schwimmwesten. Die weiße Farbe soll symbolisch an die Menschen erinnern, die von den Herrschenden nicht wahrgenommen werden.

In dieser abenteuerlichen weichen Rüstung gelten die »White Overalls«, wie sie neudeutsch heißen, als harter Kern der Globalisierungsgegner, denn sie versuchen – gut gerüstet und gepolstert – Schutzgürtel und Zäune der Polizei zu überwinden, um ins Zentrum des Geschehens vorzudringen. Sie werfen keine Steine und keine Molotowcocktails, ihre »Waffe« ist der eigene Körper. »Wir sehen in den Uniformierten nicht unsere Feinde, wir betrachten sie als einen Wall, den es zu überwinden gilt, um zu zeigen, dass keine Macht unsere Bewegung aufhalten kann« sagt Bruno Menotti, einer der Mitbegründer der Tute Bianche. Die Bewegung aus Anarchisten, Kommunisten, Christen und Atheisten sieht sich selber in der Tradition des zivilen Ungehorsams Mahatma Gandhis; revolutionäre Gewalt, Sabotage und militante Angriffe lehnt sie ab. »Das sind Aktionen, die nichts verändern« sagt Bruno Menotti. (Financial Times Deutschland 19.7.2001)

Dreht sich der Wind?

Nehmen wir einmal an,

dass es so ist: Genua ist ein »Weckruf«, wie der SPIEGEL schreibt, »ein Signal gegen die ungezügelter Expansion der Weltökonomie«, »ein Zeichen für den Willen, die Welt sozial und ökologisch zu gestalten«, »ein Zeichen der Hoffnung für einen globalen Bürgerpakt«, (Michael Müller und Andrea Nahles in der FR vom 24.08.2001); ein Zeichen dafür, dass sich der Wind gedreht hat und die bleierne Zeit seit 1989 ein Ende hat, als die Weltgeschichte tatsächlich an ihr Ende gekommen zu sein schien und der blanke Neoliberalismus weltweit fröhliche Urstände feiern konnte – dass der Widerstand dagegen, der bisher ungehört in unscheinbaren politischen Nischen und Ritzen überwinterte, wieder eine breite Basis gefunden hat mit neuen Bewegungen und einer neuen Generation.

Heißt das dann schon,

»dass keine Macht unsere Bewegung aufhalten kann«, wie die Tute Bianche sich das wünschen und symbolisch durch ihre Angriffe zum Ausdruck bringen wollen?

Die brutalen Einsätze der italienischen Polizei haben auch die moderaten bürgerlichen Kreise Italiens schockiert. Vielleicht hat sich die Polizeiführung ermutigt gesehen durch die neue italienische Berlusconi-Regierung, in der gewendete Faschisten mitregieren? Es gibt inzwischen Aussagen von italienischen Polizisten, die besagen, dass einige ihrer Offiziere ihnen nahe gelegtnahegelegt haben, »so richtig die Sau rauszulassen«.

Aber: Einen Monat vorher, beim EU-Gipfel in Göteborg, ist die Polizei in einem sozialdemokratischen Land auch mit unverhältnismäßigen Mitteln gegen die gut 20.000 Demonstrierenden vorgegangen.

Und: Otto Schily, Innenminister unserer rot-grünen deutschen Regierung, besuchte nach den Krawallen von Genua den italienischen Innenminister, um ihm den Rücken zu stärken. Aus dem rot-grün regierten Berlin hört man, dass es für deutsche Bürger »kein Recht auf Ausreise« gibt...

*Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch,
wo der Widerstand wächst, wächst die Unterdrückung.
Wo Widerstand ist, wächst die Unterdrückung,
doch wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch.*

Gott, Götzen, Freier Markt



JERRY POETER arbeitet als Priester seit vielen Jahren in Mittelamerika. Anfang des Jahres unterbrach er für einige Monate seine Arbeit, um in Deutschland und einigen europäischen Ländern Vorträge zu halten. CuS dokumentiert nachstehend das Manuskript seines Vortrages in Graz. Pater Poeter schreibt zu seiner Reise: »Ich habe sehr viel Gastfreundschaft erfahren, großes Interesse für unsere Arbeit und für die Sichtweise, die einer gewinnt, wenn er nicht hier, sondern in anderen benachteiligten Teilen der Welt lebt. Klar, meine Weise, diese Welt zu betrachten, ist nicht die einzig gültige und maßgebende. Auch ich habe hier viele Denkanstöße bekommen und einige meiner Positionen und Vorurteile korrigieren können.«

Wie von Gott reden,

ohne in die Netze einer unterdrückenden, ausbeutenden und manipulierenden Gesellschaft zu geraten, die nur das Reden eines angepassten Götzen zulässt?

Wie Gott hören, ohne dass der Filter des Fernsehens maßgebend wird, durch den nichts hindurch fallen darf, was nicht zum Nutzen der Reichen und Mächtigen ist,

nichts, was nicht mit dem heute angeblich einzig möglichen Denken harmonisiert?

Mir scheint notwendig zu sein, uns daran zu erinnern, dass Gott transzendent ist, immer weit hinaus über all unser Denken, Fühlen und Handeln, immer jenseits aller menschlichen Realisationen von Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit. Den transzendenten Gott können wir niemals besitzen,

über ihn keine Aussagen machen, die absolut gewiss sind. Den Gott, wie er in der besten Tradition erscheint, können wir nur suchen, ersehnen, ständig aufs Neue ihm entgegengehen, uns von ihm überraschen lassen. Ein Gott, der nicht mehr überrascht, ist ein perfekt eingepasster Götze. Spirituelles Leben, Gebet bedeutet in dieser Linie nicht nur Sprechen, sondern mehr noch Hören, auch und besonders denen zuzuhören, die dessen gemeinhin nicht für würdig gehalten werden. Als Christen suchen wir nach Gott im Hören auf die Armen und Verlassenen und in permanenter Auseinandersetzung mit der jüdisch-christlichen Tradition. In ihr finden wir den Kampf der Propheten und Jesu gegen die Götzen, gegen die Schein-Götter, im Falle Jesu vor allem gegen die religiösen. Ein Götze ist etwas, was wir Menschen selber produziert haben, vor dem wir später aber auf den Knien liegen. Es scheint so, als gäbe es keine andere Wahl, als uns dem selbst gemachten Gott zu unterwerfen.

Götzen lieben keine freie Diskussion, kein freies Denken und Forschen. Nach ihnen kann man nicht ein Leben lang auf der Suche sein und auch nicht ständig neue, überraschende Erfahrungen machen. Götzen sind per Dekret zu akzeptieren, sind dogmatisch im schlechtesten Sinne des Wortes. Die Vernunft, das kritische Denken sind gefälligst abzuschalten, die eigenen Augen und Ohren abzugeben und mit anderen einzutauschen. Götzen befördern Ausbeutung und legitimieren Unterdrückung. Sie lassen sie als gottgewollt erscheinen. Die falschen Götter verlangen Menschenopfer. Nicht zu vergessen ist: Götzen werden von Menschen gemacht, können von uns auch wieder in ihre Schranken verwiesen werden. Aus Götzen können Instrumente werden, von Menschen kontrolliert und benutzt. Und: Nicht alle Menschen beteiligen

sich in gleicher Weise weder an der Produktion von Götzen noch an ihrer Erhaltung. Einige wenige profitieren von ihnen, andere, viele, werden unterworfen und getötet. Einige wenige sind sehr bemüht, dass den Götzen kein Leid geschieht. Manche lassen sich zu Handlangern machen, einige aus Angst vor der Strafe, die vom Götzen droht.

Konsens: Dass den Götzen kein Leid geschieht

Gibt es heute Götzen? Wer ist der Hauptgötze? Wenn wir uns der Kriterien erinnern, die uns die Propheten überliefern, ist dies heute der so genannte »Freie Markt«. Er ist von Menschen gemacht, hat katastrophale mörderische Konsequenzen, präsentiert sich als Sachzwang und Standortvorteil, d.h. als unabänderlich, lähmt Hände, Füße und Kopf. Der Markt könnte statt Götze wohl ein Instrument sein, von Menschen kontrolliert und zum Leben aller benutzt. Das Motto unserer Tage ist: »Konsens«. Die Angst ist groß, dass der Götze, der die Gesellschaft auseinandertreibt, bei seinem Treiben in Gefahr geraten könnte. Abweichen, warnende, anklagende Stimmen werden geschickt neutralisiert. Viel gegenwärtige Theorie dreht sich um sich selbst, wird nur selten noch mit Wirklichkeit konfrontiert. Kritik, wenn sie überhaupt noch zugelassen wird, muss propositiv sein, darf nicht den Götzen insgesamt in Frage stellen, hat ein Beitrag zu sein, ihn besser funktionieren zu lassen. Der Götze »Freier Markt« produziert Ungleichheit, Gewalt, Umweltzerstörung und Verdummung in unseren Tagen wie noch nie zuvor.

- 1960 verdient das reichste Fünftel der Weltbevölkerung 30 mal mehr als das ärmste Fünftel, 1990 sind es bereits 60 mal, in unseren Tagen über 70 mal mehr.

- Der Reichtum von 447 Milliarden ist größer als das Einkommen der ärmeren Hälfte der Weltbevölkerung.
 - Die armen Länder der Welt zahlen pro Minute 250 000 Dollar Schulden an die reichen Länder zurück, ohne dass dies die Verpflichtungen verringern würde.
- Weltbank und Weltwährungsfond zwingen – die Verschuldung ausnützend – die Regierungen der armen Länder zu einer Wirtschaftspolitik, die ihre Abhängigkeit vertieft und noch höhere Schuldenberge anhäufen lässt.

Kapital soll frei transferiert und der Export vergrößert werden können. Soziale Leistungen des Staates sind zu reduzieren. Wenn aber alle armen Länder gezwungen sind, die Exporte der tropischen Agrarprodukte zu erhöhen, führt das zum Sinken der Preise, wie es auch geschehen ist und noch geschieht. Siehe Kaffeepreise u.a. Die Reichen der armen Länder bringen ihr dort erzeugtes Kapital ins Ausland, obwohl es dringend zur Investition und für Sozialleistungen im eigenen Land gebraucht wird. Siehe die skandalösen Fälle von Politikern wie Marcos, Mobuto, Salinas, Fujimori und Konsorten. Andere kommen nie ans Tageslicht. Diese Gruppen machen die Schulden, deren Zinsen dann jedoch aus Mehrwertsteuern, größtenteils den Armen entwendet, bezahlt werden. Reiche zahlen immer weniger Steuern, hier und überall auf der Welt.



Freier Markt: Rezept gegen alle Kalamitäten

Die Einführung des unbegrenzten »Freien Marktes« wird als Rezept gegen die Kalamitäten der »Dritten Welt« angepriesen. Das geht nur, weil der Götze unter anderem auf Wirklichkeitsverlust und Gedächtnisschwund angewiesen ist und sie auch weithin zu propagieren versteht. Zur Erinnerung: Schon einmal im 19. Jahrhundert hatten die Engländer per Drohung mit dem Kanonenboot bzw. per Krieg, den sie finanzierten, aber andere führen ließen, in Lateinamerika zum Beispiel Freien Handel erzwungen. Vorher hatten sie selber jahrhundertlang die schlimmste »Todsünde« des Protektionismus betrieben, um ihre eigene Industrie aufzubauen. Später imitierten die USA dieses heuchlerische englische Beispiel (Protektionismus für die eigene Wirtschaft, Freihandel für die anderen, Krieg, wenn ein souveräner Staat sou-

verän dies nicht akzeptieren will). Übrigens wurden Sklaven- und Opiumhandel ebenfalls mit »Freiem Markt« legitimiert so wie heute die Tatsache, dass die Gifte, die in Europa und den USA verboten sind, in armen Ländern von den Firmen aus den reichen Ländern massenhaft verkauft werden dürfen. Der »Freie Handel« im 19. Jahrhundert legte die Grundlage für die Weltarbeitsteilung, die arme Länder zur Produktion von immer schlechter bezahlten landwirtschaftlichen Produkten und Rohstoffen verurteilt und

die reichen Länder von ihrem Monopol auf Industrieproduktion profitieren lässt. Dabei kann mit Leichtigkeit gezeigt werden, dass die reichen Länder allesamt nicht durch Freihandel zu reichen Ländern geworden sind, sondern durch eine bewusste staatliche Politik, die den Aufbau der eigenen Wirtschaft in der ersten Phase zielstrebig gefördert und geschützt hat, das genaue Gegenteil dessen, wozu heute wieder einmal die armen Länder gezwungen werden.

Bereicherung ohne Grenzen: Erstrebenswert, legitim und straflos

Ungleichheit und das Propagieren rücksichtsloser Bereicherung befördert Gewalt.

- Seit 1970 wachsen die Anzeigen von Straftaten drei mal mehr als die Weltbevölkerung. Kriminalität nimmt überall auf der Erde zu.
- In den USA gab es 1997 1.800.000 Gefangene, mehr als doppelt so viel als zehn Jahre zuvor.
- Im selben Land sind fünf mal so viele Schwarze im Strafvollzug als in den schlimmsten Zeiten der Apartheid in Südafrika.
- In El Salvador werden nun nach dem Krieg mehr Menschen ermordet als während des Krieges.

Die Medien predigen tagaus, tagein, dass Bereicherung ohne Grenzen und ohne Rücksicht auf die Folgen legitim, erstrebenswert und straflos ist. Wieso sollte es dann plötzlich eine Sünde sein, wenn die Bereicherung mit Hilfe von Waffen erfolgt? Den Jugendlichen im Viertel, in dem ich arbeite, wird abend für abend die Botschaft vermittelt, dass das einzige Leben, das sich lohnt, sich in der oberen Mittelschicht in den USA oder vielleicht auch noch Brasiliens oder Mexikos abspielt und dass, wer diese und jene Ware nicht besitzt, geringen Wert hat. Morgens wachen sie mit der Sicherheit auf, dass

für sie diese Träume niemals realisierbar sein werden. Aber die großen Verbrechen werden nicht von den Jugendlichen aus den Armenvierteln begangen, obwohl die Armenviertel permanent als Hölle präsentiert werden. Die Justiz und die öffentliche Diskussion sind immer weniger daran interessiert zu erfahren und zu diskutieren, welches die Ursachen für die wachsende Kriminalität sind. Man steckt den Kopf in den Sand und fordert mehr Polizei und Verschärfung der Strafgesetze.

Die Entführungen und die entsprechenden enormen Lösegeldzahlungen betreffen die Reichen. Die Polizei verlangt seit langem, dass es keine Autos mit verdunkelten Scheiben mehr geben soll, denn für alle großen Verbrechen werden solche benutzt. Aber obwohl die Entführungen die Reichen betreffen, widersetzen ganz genau sie sich dem Verbot, unsichtbar Auto zu fahren. Dass meine Tochter oder mein Sohn entführt wird, möchte ich nicht, Verzicht auf alle dunklen Geschäfte meinerseits ebenfalls nicht. So hält dieses Zögern und die lächerliche Diskussion nun schon lange an und jede Woche gibt es Entführungen, von Autos mit verdunkelten Scheiben aus durchgeführt. Jugendliche aus dem Armenviertel sitzen jahrelang wegen eines kleinen Diebstahls oder weil ihre Eltern keinen Rechtsanwalt bezahlen können, im Gefängnis. Reiche lernen es von innen nicht kennen, weil ihre Delikte einfach nicht als solche definiert werden. Wer sich an der Errichtung von Gebäuden oder Brücken bereichert, u.a. indem er an Eisen spart, bekommt keinen Prozess, wenn dieses Gebäude bei einem Erdbeben einstürzt. Wer sich an Korruption beteiligt, selten. Und wer in den armen Ländern erarbeitetes Geld ins Ausland bringt, erst Recht nicht. Es ist ja angeblich sein Geld, mit dem er tun kann, was er will. Freier Markt als Götze, der das Denken lähmt.

Der Haager Gerichtshof

In diesen Tagen wird Milosevic vors Haager Gericht gebracht, auf Drängen der USA und mit dem Versprechen von erheblichen Geldgeschenken für den Staat, der ihn ausliefert, vor ein Gericht, das die USA noch vor wenigen Jahren verhöhnt und schlicht nicht zur Kenntnis genommen hat, als es selbst verurteilt wurde. Die Nachrichten über Menschenrechtsverletzungen werden von den Medien gewichtet. Wenn sie von befreundeten Regimen begangen werden, die enorme Waffenmengen beziehen, wie zum Beispiel Saudi Arabien oder Indonesien, herrscht ein großes Schweigen. Die Nachricht, dass die US-Regierung inzwischen zugibt, was sie immer geleugnet hatte, dass nämlich in einem Trainingslager in den USA die von den USA bezahlten Oberflotterer Lateinamerikas das Foltern lernten, die den Schrecken verbreiteten, der bis heute in den demokratischen Regimen anhält, wurde in sehr wenigen Worten berichtet. Es wurde ihm kaum Bedeutung beigemessen und schnell wieder vergessen.

Was die militärische Gewalt und die Kriegsgefahr angeht, ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass genau die Länder, die im Sicherheitsrat der UNO ein Vetorecht haben, die Länder also, die den Weltfrieden beschützen sollen und die auch meinen, es am besten zu können, die größten Waffenhändler der Welt sind. Die Produktion von Waffen und der Handel mit ihnen befördert ihre Benutzung. Die Kriegsgefahr ist auch deshalb erhöht, weil wir Zeugen eines neuen Typs von Kriegen sind, bei denen die Soldaten der angreifenden, reichen Länder nicht oder kaum noch sterben. Die Schwierigkeit, mit der die USA noch im Vietnamkrieg konfrontiert war, nämlich den Krieg vor der eigenen Bevölkerung zu legitimieren, während die Särge mit den einheimischen Soldaten eintrafen, ist verschwunden. Die Medien präsentieren diese neuen Kriege

wie ein Computerspiel. Die Aufmerksamkeit gilt den Dingen, den Maschinen, nicht mehr den Menschen, die in den Kriegen sterben oder verletzt werden. Sie werden genauso wie das sich ausbreitende Elend unsichtbar gemacht.

Drogenanbau in Lateinamerika – Vorwand für militärische Einmischung

Ein Vorwand für den Krieg in Lateinamerika sind die Drogen. Seit der Kommunismus als Feind ausgefallen ist, muss nach neuen Feinden gesucht oder sie müssen, wenn nötig nach Maß produziert werden, damit die eigene militärische Einmischung gerechtfertigt werden kann. In den USA spielen u.a. die Drogen diese Rolle, die das militärische Eingreifen in Ländern wie Kolumbien und Umgebung rechtfertigen. Dort sitzt nach der geläufigen Feindkonstruktion die Ursache für den Drogenkonsum in den USA. Dieser Vorwand hat uns nun auch US-Militärpräsenz auf dem salvadorianischen Flughafen beschert. Es ist aber verwunderlich, dass man fast noch nie etwas von der Festnahme von Drogenhändlern in den USA gehört hat. Außerdem, der Drogenkonsum in den USA ginge nicht zurück, wenn Kolumbien keine mehr produzierte, wie Drogenexperten in den USA auch zugeben. Aber nun können aufständische Bauern in Kolumbien bombardiert, Felder mit Gift besprüht werden, neue und alte Oberflotterer bezahlt und unterstützt werden, immer mit der Rechtfertigung, die eigene Jugend beschützen zu wollen.

Das europäische Konsummodell

Der europäische Leser und die Leserin könnten bisher noch denken, dass alle diese Probleme weit weg sind. Aber spätestens beim Umweltthema wird klar, dass das Leben auch der europäischen Kinder durch einen wild gewordenen »Freien Markt« und die dahinter stehenden Interessen von be-

stimmten Menschen-Gruppen in Gefahr gebracht wird. Das europäische Konsummodell wird von den Bevölkerungen in der Dritten Welt bewundert. Alle Welt träumt davon, es bald nachahmen zu können. Aber dafür bräuchte man zehn Planeten, jeder so groß wie die Erde, wie der Brundtland-Bericht nachweist.

Freier Markt braucht Deregulierung. Der Staat soll sich aus dem Wirtschaftsgeschehen heraushalten, dem Freien Markt die Initiative überlassen. Wer auf diese Weise begünstigt wird und wer benachteiligt wird dabei verschwiegen. Die Umweltzerstörung, d.h. die Zerstörung der Zukunft der Kinder, die heute geboren werden, kann aber nur durch Regulierung gestoppt werden. Die Deregulierung betreibt und verschärft sie. Es ist eine wahnwitzige neoliberale Idee, der freie Markt könnte die Umweltproblematik lösen. Neoliberale Globalisierung bedeutet Konkurrenz um Standorte. Vorläufig sind noch genau die Standorte attraktiv, an denen weniger oder keine Auflagen zum Schutz der Umwelt existieren. Diese Dynamik wurde vor kurzem vom Präsidenten der Weltmacht Nr. 1 klar und brutal bejaht. Die US-Regierung tut das, was dem business nützt und befolgt daher nicht die Vereinbarungen über Klimaschutz. 1992 wurden bei der Umweltkonferenz in Rio einige unzureichende Maßnahmen beschlossen, die kaum befolgt worden sind. Fünf Jahre später gab es eine Auswertung über das, was man inzwischen erreicht hatte. Genau in diesen fünf Jahren waren tropische Wälder in der Größe Italiens zerstört und es war so viel fruchtbares Ackerland zur Wüste geworden wie es der Fläche Deutschlands entspricht. Eine wichtige Ursache, ist die absolut verrückte Entscheidung aus Gründen des Profits den Personenverkehr von den öffentlichen Verkehrsmitteln zu den persönlichen zu verlagern: Im Jahre 1950 benutzten die Europäer für $\frac{3}{4}$ ihrer Wege, die sie zurück-

legten, öffentliche Verkehrsmittel, heute $\frac{1}{4}$, die US-Bürger 1/20.

Für immer mehr Menschen in Lateinamerika ist dieses vom Norden angepriesene Verkehrssystem zum Götzen geworden, zu einem Untergötzen in diesem Fall. Die Vergasung in den städtischen Konglomeraten wird immer unerträglicher. Sieben Camperinos, die nach Mexiko City kamen, um zu demonstrieren, mussten dort alle ins Krankenhaus eingeliefert werden, weil ihre Lungen an so viel Gift noch nicht gewöhnt waren. In Santiago de Chile, ein Musterbeispiel für den Erfolg des neoliberalen Marktgötzen, der von Pinochet per Folter, Verschwindenlassen und die dadurch aufrecht erhaltene Angst eingeführt wurde, atmet ein neu geborenes Kind täglich die Dosis Gift von sieben Zigaretten ein, geschenkt von den Autos, die dort nun auf engem Raum zirkulieren.

Die Alten können freier sein als Jugendliche und Erwachsene

Eine Änderung kann nur politisch erreicht werden. Dabei stellt sich immer klarer heraus, dass die Beteiligung an Wahlen dafür nicht ausreicht und zu viel Hoffnung auf alternative politische Parteien zur Lähmung beigetragen hat und es auch noch tut. Eine Bevölkerungsgruppe, die aktiv werden könnte, bis die Jungen und Erwachsenen ein bisschen mehr aufwachen als bisher, sind wir Alten. Die Alten waren immer schon verbündet mit den Enkeln. Wir Alten könnten freier sein, können nicht mehr durch Karriereangebote oder durch Drohung mit Arbeitslosigkeit stillgestellt werden. Zumindest könnten wir, die Alten, noch einmal sagen, dass wir mit der Unterwerfung unter den menschenmörderischen Götzen nicht einverstanden sind. Wir könnten es noch sagen, bevor es zu spät ist. Öffentlich!

Der Präsident ist satt – Mittelamerika hungert

Anfang August dieses Jahres hielt sich unser Redaktionsmitglied UDO FLEIGE mit Lehrkräften einer Tübinger UNESCO-Projekt-Schule zehn Tage in Nicaragua auf. Betreut wurde die Gruppe von OTMAR MEYER, der seit vielen Jahren in Nicaragua lebt und dort u.a. die EU berät und für verschiedene deutsche Fair-Trade-Organisationen arbeitet, z.B. GEPA und MITKA.

In Matagalpa, im Norden des Landes, wo einst der Kaffee wuchs, konnte die Gruppe hautnah die Folgen der gegenwärtigen Hungersnot in Mittelamerika miterleben; 1,5 Millionen Menschen sind von der Hungersnot betroffen. In den Gräben rings um Matagalpa kampieren die landlosen Tagelöhner, die auf der Flucht vor dem Hunger aus den Bergen in die Stadt kamen, im Regen unter Plastikfolien. Auf dem Marktplatz der Stadt demonstrieren sie, und in den Straßen betteln sie.

Otmar Meyer: »Laut dem Programa Mundial de Alimentación (PMA) und der Coordinadora der Organisationen der Zivilgesellschaft (CCER) herrscht zurzeit in Nicaragua die schlimmste Umweltkatastrophe seit MITCH. Die Regierung behauptet, es sei alles nicht so schlimm, sie habe alles im Griff.

Ein Teil des Landes erlebt eine Trockenheit mit Ernteverlusten zwischen 50 und 100%, was direkt zu Mangelernährung, Hunger und Krankheit führt. Die Regenzeit hatte gerade begonnen, die Investitionen in die Aussaat sind verloren gegangen. Damit fehlen den Bauern nicht nur die Produkte, die zum Eigenverbrauch gedacht waren, sondern auch die Überschüsse, mit denen kleine Gewinne erwirtschaftet werden sollten.

In den meisten der betroffenen Gebieten verlieren die Menschen bereits im dritten und vierten Jahr hintereinander ihre Ernten; Grund dafür sind klimatische Extreme oder Wetterkatastrophen (El Niño, Mitch, Überschwemmungen, Trockenheit).«

Und weil die Weltmarktpreise für Kaffee ins Bodenlose stürzten, lohnt sich der Kaffeeanbau nicht mehr; die Produktionskosten (Löhne, Dünger, Pestizide...) sind höher als die Einnahmen durch den Verkauf des Kaffees, die Großgrundbesitzer entließen 80% ihre Arbeiter ins Nichts.

Arnoldo Alemán, Präsident Nicaraguas, »der kleinste und dickste Präsident Zentralamerikas« (168 cm groß, 175 kg schwer) sieht selber nirgendwo Hunger. Vor kurzem wurde der Präsident bei einem Straßenfest in Managua von einer Reporterin auf die Hungersnot angesprochen. »Siehst du irgendwo Hunger?«, lallte er ins Mikrofon, »Es gibt keine Hungersnot. Alles eine Erfindung der Sandinisten.« Und griff zum nächsten Glas. Sein Pressesprecher schob den Fettkloß beiseite und entschuldigte sich bei der Reporterin: »Siehst du nicht, dass er besoffen ist?« (Toni Keppeler in der taz vom 20.8.2001)

Otmar Meyer: »Wenn man im klimatisierten Wagen mit verdunkelten Scheiben durch sein Land rast oder im Hubschrauber darüber hinwegfliegt, wird man den Hunger nicht sehen.«

Stadt Matagalpa, Städtisches Notstandskomitee

ERKLÄRUNG

Der Stadtrat von Matagalpa, vertreten durch das Städtische Notstandskomitee, zeigt sich besorgt über die aktuelle soziale und finanzielle Wirtschaftskrise, die in der hohen Arbeitslosenquote, der mangelnden Finanzierung der Kaffeeproduzenten, dem Verlust der ersten Getreideernte (Mais, Bohnen, Reis) deutlich wird und hervorgerufen wurde durch die Trockenheit einerseits und Überschwemmungen andererseits und das undifferenzierte Embargo der Banken, Kleinkreditanstalten und Exportunternehmen.

Durch die oben beschriebene Lage wird ein massiver Exodus (Auszug) der Landwirtschaftsarbeiter heraufbeschworen, die angesichts der Unmöglichkeit, eine Antwort auf ihre Bedürfnisse zu erhalten, wie z.B.: Arbeit, Ernährung, medizinische Versorgung, Kleidung, u.s.w., die Kaffeehaciendas und -fincas aufgeben, in die Stadt Matagalpa ziehen und dort die »Elendsringe« vergrößern, neue fast menschenunwürdige Siedlungen bauen, die die fundamentalen Lebensbedingungen in keiner Weise erfüllen, um diese Landfamilien zu beherbergen.

In unserer Stadt sind in den letzten sechs Monaten drei Siedlungen entstanden. Das bedeutet, dass der Zuzug vom Land in die Stadt nicht gerade erst begonnen hat. In diesen Siedlungen wohnen ca. 750 Familien, die Arbeit und eine Grundversorgung brauchen.

Seit drei Tagen kommen Landarbeiter aus der Gegend um la Dalia in unsere Stadt. Die Zahl beläuft sich auf bislang auf 451 Personen, darunter Kinder, Frauen und Ältere Menschen. Der Zuzug beläuft sich augenblicklich auf 246%. Das bedeutet, dass Ende Juli Matagalpa annähernd 2729 zugezogene Personen verzeichnet haben wird.

Auf der Hacienda El Hular leben 487 Bürger, 324 Kinder und 163 Erwachsene, ohne Lebensmittelversorgung. Sie sind entschlossen, nach Matagalpa zu kommen.

In der Region wurden 22.780 Menschen entlassen, von 580 großen und mittleren Produzenten, die keine Finanzierung ihrer Produktion mehr vorweisen können, ohne die Lage der 500 kleineren Produzenten mitzuberücksichtigen, die 10.000 Menschen Arbeit geben.

Ebenso wissen wir von 5.000 Kleinproduzenten, die ohne Finanzierung sind und deren Lebensbedingungen schlechtestenfalls in größere Armut abzurutschen wird.

Als Kommune müssen wir feststellen, dass diese Problematik unsere Möglichkeiten überschreitet. Wir sind uns aber auch darüber im Klaren, dass wir uns dem Problem entgegen stellen müssen, gemeinsam mit den departamentalen und nationalen Einrichtungen, um den Auszug vom Land in die Stadt aufzuhalten.

Aufruf für eine schnelle Lebensmittelhilfe für die von der Dürre in Nicaragua Betroffenen!

Den Saison- und LandarbeiterInnen Nicaraguas geht es augenblicklich so schlecht wie seit Jahrzehnten nicht! Die Trockenheit in Mittelamerika und der tiefe Sturz des Weltmarktpreises für Kaffee haben eine tief greifendetiefgreifende Krise ausgelöst. Die Agrarproduktion liegt in weiten Teilen brach, es gibt keine Arbeit und keinen Lohn.

Das Informationsbüro Nicaragua organisiert, unterstützt durch das Netzwerk IKS und die Mitka GmbH, zusammen mit den Kooperativen La Paz del Tuma und La Union im Norden Nicaraguas eine Nothilfe. Diese soll den Familien im Gebiet der beiden Genossenschaften zugute kommen. Nothilfe ist in Extremfällen wie jetzt genau das Richtige. Nur so können die Menschen überleben. Und ihre Organisation kann weiterleben. Sie bietet Perspektiven, um aus eigener Kraft die Situation zu verbessern.

Konkret werden wir ein kombiniertes Hilfsprogramm unterstützen: Einerseits die direkte Vergabe von Lebensmitteln. Parallel dazu werden kleine Öko-Gemüseärten angelegt. Bereits nach 8 Wochen kann das erste Gemüse geerntet werden.

Soppexcca, langjähriger Lieferant von Kaffee für die Mitka GmbH, wird das Programm durchführen und abwickeln. Die im Ökoanbau erfahrene Organisation La Cuculmeca, mit dem das Informationsbüro Nicaragua seit langem zusammenarbeitet, wird die dazu nötige Bildungsarbeit durchführen, damit die Gärten auch wirklich Erträge bringen.

Wir bitten um eine Spende (Stichwort »Nothilfe Nicaragua«) auf eines der beiden Konten:

- Informationsbüro Nicaragua, Stadtparkasse Wuppertal, Kto.Nr. 96 36 11, BLZ 330 500 00 oder
- Liberación, BBBank e.G. Karlsruhe, Kto.Nr. 3 98 15 09, BLZ 660 908 00

Dieser Spendenauftrag wird unterstützt vom Netzwerk IKS, der Mitka GmbH (importiert Kaffee für El Puente, Dritte Welt Partner, El Rojito, Ökotopia, Nica Libre, Venceremos, FairHandeln) und dem Informationsbüro Nicaragua e.V.

Armut in Deutschland

Anmerkungen von SIEGFRIED BÖHRINGER zum Ersten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, »Lebenslagen in Deutschland«

Meine Einschätzung im Ganzen: Wir haben mit diesem Bericht erstmalig eine seriöse und umfassende Informations-Basis für alle künftige deutsche Sozialpolitik, und in der detaillierten Beschreibung von Lebenslagen zwischen Arm und Reich zugleich einen hoch interessanten Beitrag zum Vergewärtigen der Sozialstruktur Deutschlands am Beginn des 21. Jahrhunderts. Die Stärken des Berichtes im Einzelnen:

- Es handelt sich um einen regierungsamtlichen Bericht, dessen informative Beiträge freilich von einer großen Zahl unabhängiger sachkundiger Institutionen und Personen erarbeitet wurden. Als Ganzes ist er jedoch nicht das Werk freier Wohlfahrtsorganisationen, das von der Alltagspolitik allzu leicht ignoriert werden kann, sondern ausdrücklich konzipiert als ein Projekt von Regierung und Parlament, die ihre Politik verpflichtend darauf gründen und aufbauen wollen.
- Der Blick ist nicht allein auf Armut und die von Armut betroffenen Gruppen gerichtet, sondern auf die Verteilung von Armut und Reichtum überhaupt. Es wird damit bewusst der Versuch unternommen, Schluss zu machen mit dem traditionellen »Vertuschen von Reichtum« und dem »Verdrängen von Armut«. (Nach dem Unter-Titel eines Buches von 1997 »Wasserprediger und Weintrinker«)
- Mit dem detaillierten Eingehen auf 9 unterschiedliche, für die Entstehung und Bedeutung von Armut und Reichtum relevante Bereiche und ihre Wechselwir-

kungen zeigt die Untersuchung einen umfassenden Ansatz, der für das Verstehen der Lebenssituationen in diesen Bereichen sehr nützlich ist.

- Der Bericht orientiert sich an der EG-Definition von 1984, nach der Menschen als arm gelten, *»die über so geringe... Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedsstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar ist«*. Es geht beim Ziel der Armutsüberwindung also in erster Linie nicht um eine Einebnung der Einkommens- und Vermögensunterschiede, sondern um unsere Verantwortung dafür, dass kein Mensch aus dem vollwertigen Miteinander ausgeschlossen bleibt, und dass die unselige Zerreißung unserer Gesellschaft in dazugehörige und ausgegrenzte Menschen überwunden wird.

Die Schwächen des Berichtes: Die vielen, zahlenmäßig umfangreich belegten Einzelberichte über die problematische Gesamtsituation unseres Landes sind von Anfang an eingebettet in und ständig unterbrochen von dem Hinweis auf von Regierung und Parlament bereits vorgenommenen Maßnahmen zu ihrer Verbesserung. Dadurch kann sehr leicht der irreführende Eindruck entstehen, dass es eigentlich gar keinen neuen politischen Handlungsbedarf gebe, weil man das Nötige ja schon getan oder eingeleitet hat. (Die regierungsunabhängigen Armutsberichte sprechen es deutlich genug

aus, dass auch die neuen, guten und notwendigen sozialen Projekte der Rot-Grün-Regierung allein nicht genügen und auch nicht darauf angelegt sind, um Armut in unserem Land wirklich zu überwinden. Auffallend ist hier zum Beispiel der scharfe Kontrast zwischen dem, was im Regierungs-Bericht über die Armutssituation von Asylbewerbern steht und dem, was die Hilfsorganisation PRO ASYL dazu in ihrer neuen Broschüre zum Tag des Flüchtlings 2001 »Rassismus hat viele Gesichter« berichtet.) Diese Beobachtung bedeutet: Um ein realistisches Bild von der Situation und von der Dringlichkeit ihrer Veränderung zu gewinnen, müssen wir beides zu Rate ziehen: Die regierungamtlichen Berichte, – und die unabhängigen Berichte der Wohlfahrtsorganisationen wie etwa den neuen, umfangreichen Armutsbericht der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbands »Armut und Ungleichheit in Deutschland«. (Dieser ist auch wesentlich leichter zu lesen und in seinen Hauptergebnissen zu begreifen als der Regierungsbericht.) Was ich in diesem Zusammenhang noch gewünscht hätte: Stärker und beherrschender herauszustellen, dass die Überwindung von Armut (auch der weltweiten Armut) eine menschenrechtlich absolut verpflichtende, zugleich mit der »Würde des Menschen« gegebene politische Aufgabe ist und daher prinzipiell vor und über allen anderen politischen Zielen und Rücksichten steht. Und: Dass eine wirkliche Überwindung der deutschen Armut, zu welcher sich die Bundesregierung mit diesem Bericht als vordringliche Aufgabe bekennt, auf die Dauer überhaupt nicht denkbar ist ohne eine Überwindung des Profit- und Konkurrenzprinzips, von dem die weltweit herrschende Wirtschaftsordnung geprägt ist. (Eines Prinzips, das die Hauptursache ist für den millionenfach tödlichen Hunger in der Dritten Welt. Die Überwin-

dung dieses Prinzips muss als eine grundlegende Gesamtaufgabe auch aller deutschen Politik gelten! Hunger lässt sich heute nur »global« überwinden!) Daher hätte ich mir auch gewünscht, dass bei den Betrachtungen des Berichts auch auf die Frage eingegangen worden wäre, wie weit die im deutschen Reichtum zu beobachtenden horrenden Geld-Ansammlungen wirklich der grundgesetzlichen Sozialpflichtigkeit unterworfen sind/unterworfen werden sollen, und wie weit sie sich ihr durch Steuerflucht entziehen oder in die zerstörerischen Spekulationen der internationalen Finanzmärkte einfließen. Daher wäre es auch wichtig, in der ganzen Armuts- und Reichtumsdiskussion sich dem weltweiten Horizont zu öffnen, wie er in den unten angesprochenen UN-Berichten und etwa auch in dem Buch »Globale Trends 2000« aufgezeigt ist. (Dort wird die deutsche Armutsquote – ausgehend von der Grenze des hälftigen nationalen Durchschnittseinkommens – mit 10,5 % angegeben. Für das Verstehen der mit Armut und Reichtum verbundenen menschlichen Situationen wäre es auch gut, Berichte und Betrachtungen einzubeziehen, wie sie etwa in dem Buch von Rainer Geißler von 1996 »Die Sozialstruktur Deutschlands« vorliegen.)

Aus den UNO-Armutsberichten Ich füge diesen Überlegungen bei einige Angaben zur Armut aus den Jahresberichten der UNO »über die menschliche Entwicklung«, die ich zum Vergleich mit den nationalen Berichten und als eine wichtige Ergänzung zu diesen interessant finde.

Auf der Rangliste des »Human poverty index« für die OECD-Länder (HPI-2) steht Deutschland im neuesten Bericht 2001 auf dem Rang 6 hinter folgenden Ländern mit geringerem Ausmaß an Armut: Schweden, Norwegen, Niederlande, Finnland, Dänemark, – und wird gefolgt von den Ländern mit größerer Armut: Luxemburg, Frankreich,

Japan, Spanien, Canada, Italien, Belgien, Australien. Großbritannien steht hier an 15., die USA stehen an 17. Stelle. (In diesem HPI-Armuts-Index sind durch eine Standard-Rechenformel zusammenfasst die folgenden nationalen Zahlenwerte: die Lebenserwartung, der Bildungsstand Erwachsener, die Prozentzahlen der Menschen unterhalb der Armutsgrenze von 50% des Durchschnittseinkommens, und das Ausmaß der Langzeit-Arbeitslosigkeit.) Im UNO-Bericht von 1997 ist folgendes angegeben: Die 20% der ärmsten Menschen in Deutschland hatten im Durchschnitt ein Einkommen (Reales BIP pro Kopf) von 6 600 Dollar, die reichsten 20% von 38 000 Dollar. (Etwa das 6fache. In einigen europäischen Ländern waren die Unterschiede weniger krass, in Großbritannien und den USA noch viel krasser) 12% der Bevölkerung lebten in Deutschland unter der Armuts-Grenze von 14,4 Dollar pro Tag. (Die Prozentzahlen anderer OECD-Länder: Italien 2 (1), Norwegen 3, Finnland und Luxemburg 4, Schweden und Japan 5, Kanada 6, Australien und Dänemark 8, Frankreich und Belgien 12, Großbritannien 13, USA und Niederlande 14, Spanien 21, Irland 37)

Ich meine: Eine wirkliche Überwindung der »relativen« und doch wirklich bitteren, erschreckend umfangreichen und folgenreichen Armut in unserem reichen Land wird nur möglich sein, wenn sie uns als öffentlicher Skandal und als »humanitäre Katastrophe« bewusst wird, für deren Hin-nahme es überhaupt keine

Rechtfertigung gibt. Eine weite Verbreitung und öffentliche Diskussion der Ergebnisse des neuen Regierungsberichtes, dem entsprechende Bundesländer-, Landkreis- und Städte-Berichte folgen sollten, könnte dazu ein wichtiger Beitrag sein.

Ich will mehr wissen über Religiösen Sozialismus

Bitte einsenden an:

BRSD e.V., Michael Bschorr, Bobes Feld 14, 33818 Leopoldshöhe, Tel. 05202-884883, Fax -884884

- ☐ Bitte schickt mir weitere Informationen über den BRSD.
- ☐ Wer, wenn nicht wir? Wann, wenn nicht jetzt? Ich möchte eintreten!
Der Mitgliedsbeitrag beträgt zur Zeit 90 DM pro Jahr (ermäßigt 50 DM) inklusive CuS-Abo.
- ☐ Ich möchte Christin und Sozialistin / Christ und Sozialist abonnieren.
- ☐ Ich möchte ein Abo verschenken.

Vorname: _____
Nachname: _____
Straße Nr.: _____
PLZ Ort: _____
Telefon: _____
Telefax: _____

Zukunft der Arbeit

Ein Beitrag von Dr. REINHARD HÖPPNER,
Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt

1. Wie wird es weitergehen mit unserer Arbeitswelt?

Über die Zukunft der Arbeit wird nicht nur in Deutschland viel geredet und nachgedacht. Wer die vielen Aufsätze und Bücher dazu liest, stellt fest: Wir sind hier noch auf der Suche nach Antworten. Es handelt sich dabei allerdings nicht um eine abstrakte Frage, die man in wissenschaftlichen Seminaren behandeln kann. Für die Menschen in unserem Land ist sie eine sehr existenzielle Frage, die unmittelbar das Leben und das Zusammenleben in unserer Gesellschaft betrifft. Sie hat je nach Blickwinkel und Interessenlage einen unterschiedlichen Klang.

- Für Arbeitgeber ist es die Frage: Wie bekomme ich möglichst schnell und kostengünstig die qualifizierten Arbeitskräfte, die ich brauche, um im Wettbewerb mithalten zu können? Und angesichts einer sich schnell ändernden konjunkturellen Lage hängt sich die Frage an: Wie werde ich sie bei zurückgehender Auftragslage möglichst schnell und kostengünstig wieder los?
- Für die Beschäftigten verbindet sich die Frage mit der Angst um die Sicherheit des eigenen Arbeitsplatzes. Umfragen belegen, dass ein Großteil der Beschäftigten Angst vor dem Verlust seines Arbeitsplatzes hat. Das zeigt, wie groß die Verunsicherung im heutigen Arbeitsmarkt ist. Und die Ängste sind berechtigt, nicht nur in Deutschland: Allein im Telekommunikationssektor, einer bis vor kurzem boomenden Branche, fielen seit

Anfang 2001 weltweit mehrere Hunderttausend Arbeitsplätze weg. Müssen wir mit dieser Unsicherheit leben? Wo lässt sich Sicherheit finden in einer sich so rasant verändernden Welt?

- Für die Arbeitslosen stellt sich die Frage nach den Zukunftschancen auf dem Arbeitsmarkt. Je länger die Arbeitslosigkeit dauert, desto größer wird die Angst, den wachsenden Anforderungen in der Arbeitswelt nicht mehr gewachsen zu sein. Resignation verbindet sich mit der Frage nach dem Sinn eines Lebens ohne bezahlte Arbeit. Seinen Lebensunterhalt durch eigene Arbeit verdienen zu können, ist eben nicht nur eine materielle Frage. Es geht auch um die elementar menschliche Frage: Werde ich eigentlich noch gebraucht?
- Für die Jugend ist die Frage nach der Zukunft der Arbeit mitentscheidend für die eigene Lebensplanung. Was soll ich lernen oder studieren? Wofür lerne ich eigentlich? Diese skeptische Frage macht sich keineswegs erst in der Phase beruflicher Bildung breit. Sie beeinflusst bereits die Lernmotivation der Schüler in unseren Schulen.

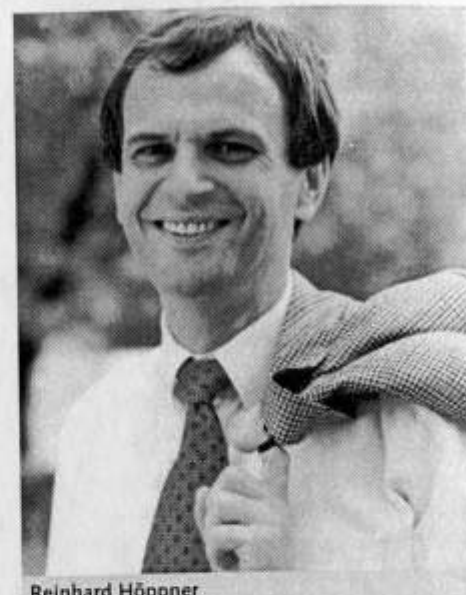
Wenn wir heute über die Zukunft der Arbeit reden, dann sollten wir bedenken, dass wir gerade in einem Bundesland wie Sachsen-Anhalt mit rund 20 Prozent Arbeitslosigkeit über eine höchst existenzielle Frage reden. Wir müssen beides im Blick haben: Praktische Schritte für heute und morgen, aber auch Vorstellungen und Visionen für und übermorgen.

2. Das Tempo der Veränderungen wächst immer noch

Um einen alten Begriff zu nutzen: Die Produktivkräfte verändern sich in einem für uns vor Jahren noch unvorstellbaren Tempo. Am deutlichsten spüren wir das in der IT-Branche. Die stürmische Entwicklung auf diesem Gebiet erzwingt Veränderungen in allen Bereichen der Wirtschaft. Globalisierung und Flexibilisierung sind unvermeidlich. Produktion und Dienstleistung wachsen zusammen. Die Marktentwicklung wird immer schwerer kalkulierbar. Zur bange Frage der Arbeitnehmer, ob ihre Arbeitsplätze sicher sind, gesellt sich die bange Frage der Unternehmer, ob ihr Unternehmen in ein paar Jahren überhaupt noch am Markt ist. Das »Fieber der Börse« präsentiert uns diese Frage indirekt jeden Abend auf dem Bildschirm. Die täglichen Börsenkurse entfachen nicht nur die Spiel Leidenschaft. Sie demonstrieren uns auch die Unsicherheit des Lebens in einer Risikogesellschaft.

Die Veränderung der Produktivkräfte erzwingt neue Produktionsverhältnisse. Die Zeit, Grenzen zwischen Produkten, Dienstleistungen und Menschen zu ziehen, ist vorbei. Es ist sinnlos, über die Zukunft der Arbeit zu reden, und nur den deutschen Arbeitsmarkt im Blick zu haben. Wenn die Mobilität von Arbeitskräften innerhalb unserer Landesgrenzen gelobt und gefördert wird, dann kann die Mobilität über Landesgrenzen hinweg nicht Teufelswerk sein. Das gilt umso mehr, als sich heute Arbeitsleistungen nahezu ohne Kosten rund um den Globus transportieren lassen, vor allem, was die wichtigste Ressource anbetrifft, Information und Wissen.

Wir reden dabei zu schnell von Information als der entscheidenden Ressource. Informationen allein aber sind wertlos, man kann sogar darin ersticken, wenn da nicht die Fähigkeit dazu kommt, Informationen in Wissen zu verwandeln. Der wichtigste Wis-



Reinhard Höppner

sensträger bleibt der Mensch, in der Sprache der Ökonomen das Humankapital. Und das ist knapp, wie uns die Diskussion um Fachkräftemangel lehrt.

3. Die großen Veränderungen erfordern den flexiblen Menschen

Betrachtet man die Welt ausschließlich unter dem Aspekt wirtschaftlicher und technologischer Entwicklung, so scheint der flexible Mensch geradezu dem idealen Menschenbild zu entsprechen. Aufgewachsen in einer so genannten sozialistischen Gesellschaft, in der der ideale Mensch die sozialistische Persönlichkeit war, bin ich sehr kritisch gegenüber solchen aus vermeintlichen Notwendigkeiten abgeleiteten Menschenbildern. Die Notwendigkeit, sich auf Verhältnisse einzustellen, die sich ständig ändern, ist eine große Herausforderung und gelegentlich auch eine Zumutung für die Menschen.

Der »neue Mensch«, wie ihn z.B. Richard Sennet beschreibt, muss ständig zu räumlicher Veränderung bereit sein. Er ist in der

Lage, seine sozialen Netze immer wieder neu zu knüpfen. Er arbeitet im Team und zugleich selbständig. Er kann kooperieren und ist trotzdem wettbewerbsorientiert. Er unterwirft sich je nach Organisationszweck unterschiedlichsten normativen Leitprinzipien, erweitert permanent sein Fachwissen und passt seine intellektuellen Kompetenzen den jeweiligen Erfordernissen an. Lebenslanges Lernen ist hierfür das entscheidende Stichwort.

Wir haben das in den letzten zwölf Jahren im Osten Deutschlands ausprobiert. Was die Menschen im Osten an Veränderungen zu verkraften hatten, ist vermutlich beispiellos in der Geschichte. Fast jede und jeder hat einen neuen Beruf erlernt. Selbst diejenigen, die formal noch im gleichen Beruf arbeiten, haben so viele neue Methoden und Erkenntnisse aufnehmen müssen, dass dies dem Erlernen eines neuen Berufes gleich kommt. Allerdings sind so viele Veränderungen nicht jedem zuzumuten. Es gibt eine große Gruppe von Verlierern, die das Gefühl haben, abgehängt worden zu sein. Und es gibt viele, die zwar noch mitlaufen, aber von der Angst getrieben sind, doch noch abgehängt zu werden. Einerseits müssen wir die Sorgen und Ängste solcher Menschen ernst nehmen, andererseits können wir vor den Anforderungen, die die moderne Welt uns stellt, nicht die Augen verschließen.

Zwei Bemerkungen noch zu dem viel zitierten »lebenslangen Lernen«: Die eine betrifft unsere Bildungsinstitutionen. Das Prinzip des lebenslangen Lernens kann nicht realisiert werden, wenn die herkömmlichen Ausbildungsinstitutionen wie Schule, Berufsschule und Universität weiter vor allem Ausbildungsinstitutionen bleiben. Ohne eine enge Verknüpfung zwischen Ausbildung und Weiterbildung wird keine von beiden die für die Praxis nötige Qualität bewahren können. Unsere Universitäten stellen sich zu-

nehmend darauf ein. Dieser Trend muss verstärkt werden. Qualifizierung darf nicht nahezu ausschließlich eine Aufgabe besonderer Bildungsträger bleiben.

Die zweite Bemerkung: Wir schätzen in Deutschland zu Recht unsere duale Berufsausbildung. Sie bietet die beste Möglichkeit, theoretische Ausbildung und Praxisanforderungen zusammenzubringen. Wir sollten verstärkt darüber nachdenken, wie dieses duale Prinzip auch für die Qualifizierung und Weiterbildung umgesetzt werden kann. Genauso wie ein Lehrling, der lediglich eine schulische oder außerbetriebliche Ausbildung genossen hat, oft schwerer vermittelbar ist, so gilt das auch für entsprechend betriebs- und unternehmensferne Weiterbildungen. Es ist ausdrücklich anzuerkennen, dass sich die Qualifizierungsmaßnahmen der Bundesanstalt für Arbeit in den letzten Jahren deutlich verbessert haben. Im Blick auf die Zukunft gibt es allerdings noch eine Menge zu tun.

4. In einer globalisierten Welt nimmt die Gestaltungskraft nationaler Institutionen ab

Das betrifft nicht nur die Kompetenz der Landesregierungen der deutschen Länder. Es sei daran erinnert, dass die Grundprinzipien der sozialen Marktwirtschaft mit ihren sozialen Sicherungssystemen auf nationalstaatlicher Ebene organisiert sind. Wenn sie heute dringend reformiert werden müssen, dann hat das auch mit der zunehmenden internationalen Verflechtung der Wirtschaft zu tun. Bereits der europäische Einigungsprozess liefert dafür viele Beispiele. Auf welcher Basis soll in Zukunft die Solidarität in der sozialen Marktwirtschaft organisiert sein?

Dabei geht es ja keineswegs nur um die Idee der sozialen Marktwirtschaft in dem Sinne, dass sie unakzeptable Folgen des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs abmil-

dern soll. Solche sozialen Schutzmechanismen sind nur die eine Seite. Es geht auch um die Absicherung eines fairen Wettbewerbs. Mindestens drei Dinge sind dazu nötig:

1. Fairer Wettbewerb braucht Ordnung. Nur innerhalb von Regeln kann man überhaupt von »Wettbewerb« sprechen. Ansonsten handelte es sich um »Anarchie«. Kartellrecht, Vertragsrecht, Arbeitsrecht und Tarifrecht verhindern keineswegs den Wettbewerb, sondern ermöglichen ihn im Gegenteil erst.
2. Fairer Wettbewerb braucht Chancengleichheit. Chancengleichheit heute bedeutet aber Zugang zu Wissen. Dabei deutet sich jedoch eine neuerliche Spaltung an: Die Nicht-Wissenden ohne Qualifikation sind die Ausgeschlossenen. Entsprechend liegt hier eine große Aufgabe der Politik: Die Zugänge zum Wissen müssen erschlossen werden; in jedem Alter, auf jedem Niveau. Dies betrifft technische Fragen, wie den Internetzugang, genauso wie finanzielle Fragen, wie den freien Zugang zum Hochschulstudium. Es handelt sich dabei um kein Übergangsproblem des strukturellen Wandels. In der Wissensgesellschaft stellt sich hiermit eine Daueraufgabe.
3. Fairer Wettbewerb braucht Umverteilung und soziale Sicherheit. Auch die Verteilungsergebnisse einer Marktwirtschaft müssen von den Bürgerinnen und Bürgern akzeptiert werden. Umverteilung ist dann legitim, wenn es dadurch der Schlechtgestellten besser geht. Zudem muss immer ein existenzsicherndes Einkommen garantiert werden. Nur dann sind die Menschen bereit Risiken einzugehen. Sozialpolitik kompensiert also nichts. Sie ist die Voraussetzung einer funktionierenden Marktwirtschaft, eines fairen Wettbewerbs.

Damit erhebt sich die Frage: Wo liegen die konkreten Aufgaben der Politik zur Absicherung dieser Regeln des Wettbewerbs. Welchen Ordnungsrahmen braucht der Arbeitsmarkt der Zukunft? Eines scheint klar: Auch die neuen Erwerbsformen benötigen ein sinnvolles Maß an Regulierung. Hier sind keineswegs nur staatliche Institutionen gefragt. Die Notwendigkeit von Veränderung fordert auch andere Institutionen der Gesellschaft wie etwa Arbeitgeberverbände, Kammern und Gewerkschaften.

5. Die einfachen Menschen dürfen nicht abgehängt werden

Wenn wir von der Zukunft der Arbeit reden, dann stehen in der Regel die Anforderungen an die hochqualifizierten und flexiblen Arbeitnehmer im Mittelpunkt, und wir beschäftigen uns mit der Frage, wie wir Menschen nach diesem Bilde schaffen können. Es werden aber viele diesen Anforderungen trotz aller Anstrengungen nicht genügen können. Dabei gibt es eigentlich genug sinnvolle einfache Arbeit in unserer Gesellschaft.

Allerdings scheitern wir zunehmend an der Aufgabe, solche einfachen Aufgaben in bezahlbare Arbeit zu verwandeln. Sofern sie sich verlagern lässt, wandert sie ab in sogenannte Billiglohnländer, was sich dank niedriger Transportkosten finanziell rechnet, auch wenn es oft ökologisch ziemlich sinnlos ist. Die Spannungen in diesem Niedriglohnbereich werden noch verschärft durch unsere derzeitige Praxis der öffentlich geförderten Arbeit. Für wieviel Geld macht ein Mensch sich die Mühe, einer geregelten Arbeit nachzugehen? Dazu gibt es noch eine Menge Diskussionsbedarf, z.B. was die so genannten Kombilöhne betrifft.

Schlussbemerkung: Leben ist mehr als bezahlte Arbeit

Oft werden Diskussionen über das Thema »Zukunft der Arbeit« ausschließlich auf bezahlte Arbeit bezogen. Das ist eigentlich eine unzulässige Verengung des Themas. Die Fixierung auf bezahlte Arbeit als unverzichtbaren und sinnstiftenden Teil menschlichen Lebens ist gefährlich. Mit dem »protestantischen Arbeitsethos« Luthers, auf das wir uns so gerne berufen, hat das nur noch wenig zu tun. Hat doch gerade Luther darauf hingewiesen, dass der Mensch nicht durch eigene Leistung selig wird.

Aber insoweit nur begrenzt bezahlbare Arbeit zur Verfügung steht, müssen wir in der Gesellschaft die Frage beantworten, wie Menschen die unverzichtbaren Elemente eines sinnvollen Lebens auch bekommen können, die bisher in der Industriegesellschaft durch die Arbeit vermittelt wurden. Das waren ja keineswegs nur die materiellen Grundsicherungen. Die Arbeitswelt vermittelt auch soziale Kontakte und Selbstwertgefühl. Arbeit ist ein Element von Selbstverwirklichung und in der Frauenbewegung ein zentrales Element von Emanzipation.

All dies bedenkend hat Ulrich Beck ja sein Konzept von der Bürgerarbeit entwickelt, das immer noch ein bisschen utopisch – manche meinen wohl auch illusionär – neben unseren Anstrengungen für einen funktionierenden Arbeitsmarkt steht. Es würde sich bestimmt lohnen, sich diesem Aspekt der Zukunft von Arbeit eingehender zu widmen.

Manfred Haustein war Abonnent und treuer Leser dieser Zeitschrift. »Meine Gruppenheimat sind Initiative Christliche Linke (Leipzig) und die »Kirchliche Bruderschaft Sachsens«, schrieb er zu seiner Person. In diesem Jahr ist Manfred Haustein verstorben, deshalb drucken wir dieses Gedicht auch zu seinem Andenken. ▶

Zur Initiative Christliche Linke siehe auch Seite 75.

Satirisches Bulletin

Der Neoliberalismus hat nun auch die Kirchen erreicht. Schließlich sind sie nicht aus der Welt. Seine Wellen umspülen schon die apostolischen Grundfesten. Management Reformation ist angesagt. Renommierete Unternehmensberater geben den Ton der Konsistorien an. Ökonomen takten Seelsorge in rechnerische Parameter. Die Stoppuhr regelt die Handreichungen der Liebe. Werbepsychologie wird außerordentliches theologisches Lehrfach. Homiletik der mundgerechten Verkündigung. Die Einführung der Leistungsvergütung erscheint unumgänglich. Leistung ist das Unterpfand allen Fortschritts, auch des himmlischen. Der Begriff der Gnade (ähnlich missbräuchlich wie die Sozialhilfe) wird ohne Aufhebungs gelöscht. Der Gang an die Börse befindet sich in Vorbereitung. Einzelne diakonische Einrichtungen haben diesen mutigen Schritt bereits getan.

In einigen Jahren wird man die christlichen Kirchen nicht wiedererkennen.

Manfred Haustein +

Kirchentag in der ›Stadt des Geldes und der Banken‹

Eine
Nachlese

Wir haben Mitglieder des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten gebeten, ihre Eindrücke vom Evangelischen Kirchentag in Frankfurt am Main zu schildern.

Ulrich Peter:

Mein wievielter Kirchentag war es eigentlich? Der zehnte mindestens und jedes Mal habe ich das Gefühl, dass das Programmheft dicker aber nicht reicher geworden ist. Die logistische Übung, für vier Tage aus einigen Hundert Veranstaltungen die rauszufischen, die für mich interessant zu sein versprechen, war aufwendig, wie immer. Aber dann konnte es losgehen und vor allem mit dem sicheren Gefühl, zu nichts festem verpflichtet zu sein. Die Bundeskoordination der Kirchenbeschäftigten in ver.di wollte mich noch einspannen, was ich al-

lerdings abwehren konnte. Endlich ein Kirchentag zum selbst auftanken? Wie sah es dann tatsächlich bei den Tankstellen aus?

Am Donnerstag begann ich mit einer Bibelarbeit im »Lehrhaus Judentum für Christen«, die Edna Brocke mit einem evangelischen Pfarrer im Dialog hielt. Ein Schmankerl, nicht zuletzt deswegen, weil Brocke des öfteren deutlich machte, wo denn die Knackpunkte sind, die Juden und Christen theologisch trennen und dass es nicht Aufgabe jüdischer Theologie ist, das schlechte Gewissen der Christen zu beruhigen. Manchmal habe ich schon den Eindruck, dass ei-

Eindrücke vom Stand des BRSD (1)

Zwei Jugendliche, m und w im Alter von 17/18, kommen näher, fixieren die roten Transparente an den Wänden des BRSD-Standes.

Er: »Dort steht, sie sind Sozialisten! Also sind Sie auch Kommunisten!«

Ich: »Wo steht das? Sie machen mich neugierig!«

Er: »Nach dem Sozialismus kommt notwendig der Kommunismus!«

Ich: »Wer hat ihnen das erzählt? Der Kommunismus, wie Sie ihn kennen, besteht seit 1917, die sozialistische Bewegung ist viel älter.«

Er: »Das habe ich im Geschichtskurs der 12. Klasse vom Lehrer erfahren!«

Ich: »Als Lehrer bitte ich Sie: Grüßen Sie den Kollegen von mir und nehmen ihm bitte dieses Heft zum Thema Kommunistisches Manifest mit.«

Er schaut kurz rein. »Hier ist ein Artikel, ›Was bleibt vom Manifest?‹ Also sind sie doch Kommunisten!«

Ich: »Da ich diesen Artikel selbst verfasst habe, möchte ich Ihnen empfehlen, sich diesen Teil über Demokratie anzusehen.«

Er, nimmt, liest nach, zeigt seiner Freundin einen Teil des Artikels, kommt zurück. »Dies kann ich akzeptieren. Haben Sie vielen Dank.« Grüßt freundlich und geht. (U.P.)

nige protestantische Theologen zusammen mit der Judenmission die Eigenständigkeit christlicher Theologie zur Disposition stellen.

Anschließend ging ich zu einer Veranstaltung, die im Rahmen von »Atheisten auf dem Kirchentag?« stattfand. Zum Thema »Demokratie-Menschenrechte und Zivilcourage« war Gregor Gysi »im Gespräch mit dem Theologen Kuno Füssel« angekündigt. In der Aula der Uni waren vielleicht 50 – 60 Leute, das Gros ab Ende 40. Viele unter ihnen kannte ich aus der links-kirchlichen Szene der letzten Jahrzehnte und freute mich, dass ich einige nach Jahren erstmals wieder traf. Dagegen freute ich mich überhaupt nicht, dass ich zu dieser Veranstaltung gegangen war und verließ sie nach weniger als einer Stunde. Von Gysi habe ich nichts bereicherndes erwartet. Ich kenne ihn von vielen Veranstaltungen und bin von seinen Entertainer-Qualitäten voll überzeugt. Es ist ein Genuss ihn zu hören, ich traue ihm zu, selbst aus dem Vortrag des Branchentelefonbuches noch Kabarett zu machen und mit Charme vorzulesen. Inhalte, die über small-talk hinausgehen, erwarte ich von ihm allerdings nicht. Jetzt saß er mit meinem alten Bekannten und geschätzten Genossen

Kuno Füssel auf dem Podium, einem erklärten Mitglied des »Marxistischen Forums« der PDS, das derzeit als Teil der PDS-Linken alles versucht, um die Annahme des neuen PDS-Programm-Entwurfs durch den kommenden Parteitag zu verhindern. Ich hatte gehofft, dass hier zwei Vertreter verschiedener Flügel der PDS kritisch miteinander diskutieren. Stattdessen ging es um Allgemeinplätze.

Entschädigt wurde ich anschließend bei einer Veranstaltung im »Hochschulzentrum« zum Thema »Bildung – öffentlich und privat?« Die beiden Hauptreferenten waren Prof. Oskar Negt, eine der profiliertesten Personen der undogmatischen Linken, Nestor der deutschen Arbeiterbildung und Sozialphilosoph. Sein Vortrag war ein eindeutiges, begeisterndes Plädoyer für ein öffentliches Bildungswesen. Er räumte so fulminant mit den neoliberalen Märchen-erzählern auf, dass ich mir die Mitnahme meines Tonbandgerätes gewünscht hätte. (Vielleicht wird der Text ja auch noch publiziert). Das Gegenreferat hielt Prof. Walter, als Chefvolkswirt der Deutschen Bank aus den Medien bekannt und, was auch für mich neu war, Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Auch wenn

Eindrücke vom Stand des BRSD (2)

Mann, um die 50. Schaut sich die Auslagen interessiert an. Ich frage ihn, ob ich ihm helfen kann. Wir kommen ins Gespräch. Er kommt aus Köln ist linker Sozialdemokrat und Basisarbeiter, sowie Lehrer für Politik und Religion. Wir stellen fest, dass wir in derselben Hochschulorganisation waren, in der allerdings Christen ihre Religiosität geflissentlich privatisierten. Er freut sich, dass es eine Organisation wie die Resos gibt, sagt aber gleichzeitig, dass er leider keine Zeit habe, bei uns einzusteigen. Sage ihm, dass ich dies natürlich verstehe, er aber als alter Genosse wisse bestimmt, dass auch der Kampf gegen den Mammonismus Geld koste und gehe ihn direkt wegen eines CuS-Abos an. »30 Mark pro Jahr, kein Problem!« Wir verabschieden uns per Handschlag. (U.P.)



Foto: M. Bschorr

Eindrücke vom Stand des BRSD (3)

Mann, Ende 50, aufgeregt, kommt auf mich zu, nachdem er sich den Stand angesehen hat und macht mich mit starkem osteuropäischen Akzent an. »Wie können Sie sagen, dass ein Christ Sozialist sein kann! Sozialisten müssen Atheisten sein!!«

Daraus wurde ein lautstark ausgetragener Streit von 20 Minuten Dauer. Der Herr war russlanddeutscher Baptist der härtesten Sorte und betrachtete sich offensichtlich als Rächer der in den letzten hundert Jahre vom Weltkommunismus verfolgten. Wir diskutierten die Bibel rauf und runter, was ihn zusehends ärgerte, denn dass ein gottloser Kommunist auch noch mit der Heiligen Schrift argumentierte, war wohl der Gipfel der Gotteslästerung. Ich habe das Gespräch deswegen solange geführt, weil sich eine ganze Traube von Interessierten um uns versammelt hatte und zuhörte. Als ich dann das Gespräch abbrach und sich der Widerpart unter Verwünschungen meiner Person entfernte, blieben noch drei Leute stehen und setzten mit mir das Gespräch fort. Ein Ehepaar, die beide aus der evangelischen Jugend kommend als Studenten in einer maoistischen Organisation aktiv waren, und ein Schüler von vielleicht 18 Jahren aus Bayern. Das Ergebnis der nächsten 10 Minuten mit den drei Menschen waren weitere 2 CuS-Abos. (U.P.)

mir seine Kernthesen nicht gefielen, muss ich doch anerkennen, dass hier nicht ein Schreibtischphilosoph und Dünnbrettbohrer der »Neuen Mitte« sprach, sondern jemand mit einem konservativen Menschenbild, der um Wahrheiten und Lösungen rang und mit dem zu streiten es sich schon lohnt.

Abends fand dann eine improvisierte Mitgliederversammlung des BRSD statt. (für mich) neue Bundesmitglieder getroffen und nach kontroversen Gesprächen mit dem Gefühl ins Quartier gefahren: Nach 75 Jahren BRSD geht es weiter!

Am Freitag habe ich vor allem den Markt der Möglichkeiten besucht. Auffällig die von Kirchentag zu Kirchentag größere Präsenz der »unpolitischen« Evangelikalen, die das Kirchentagspublikum als Missionsobjekt brauchen. Umgekehrt hoffe ich dies nicht. Aber es gab auch viele gute Stände von 3.Welt-Gruppen, Öko-Initiativen etc. Die Parteigruppen traten auf wie immer, kartierten ihre Vorzeige-Christen an, hängten ihre Gesprächsbereitschaft heraus und wurden doch wenig frequentiert. Das Kirchentagspublikum hat sich an sie gewöhnt und nimmt daran weder positiven noch nega-

tiven Anstoß. Anything goes. Everything goes.

Aber auch der BRSD ist vertreten, Cfs war in Sichtweite.

Abends dann zum Feierabendmahl bei der Gruppe »Homosexuelle und Kirche«. Ein Erlebnis. Eine brechend volle Kirche, ein wundervoller Gottesdienst, eine tolle Stimmung und ein Pfarrer, der seine Freude über die tolle Atmosphäre von der Kanzel zum Ausdruck brachte. Danke, HuK, für diesen Abend. Hier hat sich wirklich Gemeinde ereignet! Hier war die frohe Botschaft zu greifen, zu begreifen.

Am Sonnabend Vormittag ging ich, zur Veranstaltung »ver.di und Kirche – Soziale Arbeit in unsocialen Verhältnissen?«

Auf dem Podium saßen Ulla Derwein vom geschäftsführenden Hauptvorstand von ver.di, der Jesuit Prof. Friedhelm Hengsbach sowie Vertreter des KDA und der diakonischen Arbeitgeber. Leider war die gutvorbereitete und sorgfältig organisierte Veranstaltung sehr schlecht besucht. Ich habe mich gefragt, warum dies so ist. Es ist offensichtlich so, dass die Klientel für gewerkschaftliche und allgemein-linke Veranstaltungen, die nicht im main-stream des

Eindrücke vom Stand des BRSD (4)

Junger Mann, Anfang 20, fragt nach unserem Sozialismusbild. Rede mit ihm lange über die libertär-undogmatische Tradition des religiösen Sozialismus und dass wir mit den »verstaatlichten Sozialisten« wenig im Sinn haben. Er fragt mich direkt nach unserer Stellung zur PDS. Ich frage zurück, woher er komme und ob er die PDS kenne. »Aus Thüringen«. Und er habe einige Veranstaltungen besucht. Ich entgegnete, dass ich ihm jetzt nur meine eigene Meinung sagen könne. Ich sei nach dem Einmarsch der Warschauer Paktstaaten in die Tschechoslowakei 1968 aus der kommunistischen Jugend gegangen worden. Dies habe mich geprägt. Nach 21 Jahren Sozialdemokratie wäre ich dann parteilos gewesen. Die Frage, wirst du Mitglied der PDS oder nicht, war nach dem Besuch weniger PDS-Veranstaltungen in Ostberlin negativ beantwortet. Mit dem Potential, was sich dort traf, ließ sich Sozialismus wohl zugrunde richten, aber nichts neues aufbauen. Ich sagte ihm, dass ich auf die PDS als Partei keine Hoffnung setzen könne, aber von einem Kampf gegen die PDS auch nichts hielte. Dies schien ihm auszureichen. Er sei Sozialist, sagte er, habe aber mit SPD und PDS nichts am Hut. Er nahm sich mehrere Hefte von CuS mit, kaufte einiges Material und wünschte uns noch viel Erfolg. (U.P.)

Kirchentages liegen, sehr gering ist. Und diese Klientel ist fast immer mit Schulklassen, Gemeindegruppen etc. auf dem Kirchentag, kann mit der Zeit schlecht disponieren und ist froh, auch mal etwas Zeit im Grünen zu verbringen. Bei dieser ver.di-Veranstaltung war es für mich als Gewerkschaftsfunktionär quasi ein Muss, hinzugehen. Ich denke, dass es für mehrere andere Kolleginnen und Kollegen so war.

Das schönste am Kirchentag ist das Wiedertreffen mit alten Freundinnen und Freunden. Ohne die Kirchentage wüsste ich nicht, wo ich meine Genossin Asta Pusch von den österreichischen Resos treffen sollte. Allein dies ist schon ein hinreichender Grund zur Fahrt zum nächsten Kirchentag. Wobei dies allerdings für mich als Berliner eine kurze Fahrt sein wird.

Mein Fazit: Wir haben ein Potential und es ist viel größer, als wir gemeinhin befürchten. Allerdings muss dieses Potential da abgeholt werden, wo es ist. Die oben genannten vier Gespräche waren charakteristisch für viele andere, die ich geführt habe. Es gibt sie

- die übriggebliebenen Linken der Zeit nach 68, die ihre Religiosität wieder

entdecken und eine Gesinnungsgemeinschaft suchen und unterstützen, die linkes Christentum lebendig hält. Sie haben kaum Zeit für eigenes Tun, aber als Abonnenten, Fördermitglieder und Multiplikatoren sind sie unverzichtbar

- die Ost-Christinnen und -Christen, die nicht im Parlament sind und nicht in



den Großparteien, die aber nicht vergessen haben, welche Kraft im Volk liegt und die sich mehr Demokratie vorstellen wollen und können, als derzeit im Angebot ist

- die jungen Menschen in unseren Gemeinden und Religionskursen, denen die real-existierende »Gaubrot-Kirche« (Fulbert Steffensky) nicht ausreicht.
- die Theologie-Studierenden und kirchlichen MitarbeiterInnen, die die Kirchen vom Evangelium her beurteilen und nicht das Evangelium von den Kirchen her.

Ausblick: Vom 28. Mai bis zum 1. Juni 2003 findet der 1. ökumenische Kirchentag in der Hauptstadt Berlin statt. Bis dahin haben wir ausreichend Zeit zu einer guten Vorbereitung unseres Bundes-Beitrags auf dem Markt der Möglichkeiten. Eine solche Gelegenheit hunderttausende von evangelischen und katholischen Christinnen und Christen mit unseren Zielen und unserer Existenz

Bertold Scharf:

Während des Evangelischen Kirchentags in Frankfurt protestierten am 15. Juni mehr als tausend Menschen gegen die Macht des Geldes und der Diktatur des Profits. Die Demo zog vom Messegelände durch das Frankfurter Bankenviertel und machte Zwischenstation an verschiedenen Banken und an der Deutschen Börse. An den Zwischenstopps wurden verschiedene Themen wie Zwangsarbeiterentschädigung, die Unterstützung des Apartheidsregimes durch die Banken und die »tödliche« Macht des Geldes verdeutlicht. So legten sich die Teilnehmer vor der Deutschen Börse kurz zu einem »Die-In« hin und es wurde

das »Goldene Kalb«, mit Dollar- und Eurozeichen versehen, durch die Straßen getragen. Bei der Abschlusskundgebung an der Deutschen Bank sprachen sich dann Herr Schmitthenner von der IG Metall und die Theologin Dorothee Sölle für eine gerechtere Wirtschaftsordnung aus. Danach wurden Geldscheine symbolisch verbrannt. Insgesamt war es eine gelungene und abwechslungsreiche »Besichtigung« der Machtzentren des deutschen Bankenwesens (man muss ja schließlich den Gegner kennen, um ihn besiegen zu können, auch wenn die Banken nur ein Teil davon sind....).



Karikatur und Wirklichkeit: Aufblasbare Jesus-Gummipuppen auf den Dächern der Großbanken - bitte vergleichen mit der Zeichnung auf Seite 34! (Foto: D. Dunker)

Michael Bschorr:

Der Kirchentag in Frankfurt war erst mein zweiter Kirchentag überhaupt. Auf meinem ersten Kirchentag vor einigen Jahren in Essen lernte ich den BRSD kennen. Zwar bestellte ich damals erst mal »nur« die CUS, aber immerhin war dies der Anstoß dafür, dass ich dann später auch Mitglied geworden bin. Ich denke, dass der Kirchentag immer zu den Highlights in der BRSD-Tätigkeit* gehörte und gehört. Für mich war wichtig, nicht nur etwas für den BRSD zu tun, sondern auch die Gelegenheit wahrzunehmen, andere Resos aus den verschiedensten Teilen Deutschlands kennenzulernen. Besonders gut fand ich die Atmosphäre auf unserem Stand. Egal, ob untereinander oder mit Interessenten/innen. Für mich besonders wichtig geworden war die Beobachtung, dass es viele Leute gab, die auf dem Stand kamen und so etwas äußersten wie: »Ach, Euch gibt es noch?« oder »Ach, so etwas wie Euch gibt es tatsächlich?«. So viel Interesse an Christsein



CuS auf dem Kirchentag: Darius Dunker (Redakteur und Layouter) (Foto: M. Bschorr)



BRSD auf dem Kirchentag (v.l.n.r.): Martina Ludwig (ehem. Bundessekretärin), ein Interessent, Bertold Scharf (Mitglied), Maik Einfeld (Bundessprecher), Michael Bschorr (neuer Bundessekretär). (Foto: D. Dunker)

und Linkssein hatte ich eigentlich nicht erwartet. Dabei hat es mich besonders gefreut, dass auch wieder besonders viele junge Menschen uns besucht hatten. Ich selbst bin zu der Überzeugung gekommen, dass die Zeit gekommen ist, dass wir Religiöse Sozialisten/innen uns wieder bekannt machen müssen. Dass wir eben nicht nur ein geschichtliches Phänomen sind, sondern auch im Hier und Heute uns zeigen müssen. Zwar konnte ich nur an einem Tag auf dem Markt der Möglichkeiten am Stand des BRSD sein, aber es gab reichlich Gelegenheit für Gespräche und Kennenlernen. Sollte der Kirchentag auch Indikator für das sein, was sich in Kirche und Gesellschaft tut, dann bin ich guten Mutes, dass wieder eine Zeit anbrochen ist, in der es attraktiv wird, ein/e linke/r Christen/innen zu sein. In dieser Hoffnung freue ich mich schon auf den nächsten Kirchentag in Berlin.

Ein Psalm von Freiheit und Befreiung

Eine Kirchentags-Bibelarbeit zu Psalm 118
von Gewerkschaftssekretär Dr. KLAUS LANG (IG Metall)

Einleitung

Ich habe mich auf das Wagnis einer Bibelarbeit eingelassen. Ein Wagnis, weil heute mein Glaube, und erst recht meine Kirchlichkeit mehr als brüchig sind. Und Sie alle gehen dieses Wagnis mit mir ein. Katholischer Theologe von der Ausbildung, Gewerkschaftssekretär von Beruf, engagiert für mehr soziale Gerechtigkeit, versuche ich jetzt über den Psalm 118 zu sprechen. Über einen Psalm, der Freude und Jubel über die Güte und Treue Zuwendung und Verlässlichkeit Gottes zum Ausdruck bringt, über Not und Bedrängnis eines Menschen und eines Volkes und über Befreiung und Rettung, aber vor allem in Freiheit und Befreiung auch Grund sieht für Jubel, Gesang und Feier.

Wir haben es mit einem besonderen Psalm zu tun:

- Er ist Abschluss des sogenannten »Hallel«, der Lobpreisungen, der Gruppe der Psalmen 113 bis 118. Sie sind für die jüdische Religion ganz herausragender Bedeutung. Sie haben letztlich ein zentrales Thema: Den überschwänglichen Lobpreis Gottes für seine Befreiungstat am Volk Israel. Sie wurden daher gebetet und gesungen beim Paschaopfer und beim Paschamahl, am jüdischen Oster- und Pfingsttag und vor allem während des Laubhüttenfestes, aber auch in der familiären religiösen Feier am Seder-Abend vor dem Paschafest. Es ist also ein durch und durch jüdischer Psalm.

- Dieser Psalm wird aber auch im Neuen Testament an entscheidenden Stellen und in wichtigen Zusammenhängen aufgegriffen. In den Paulus-Briefen die Metapher vom Sterben und Leben, das Hosanna beim Einzug Jesu in Jerusalem und das Bild vom Stein, den die Bauenden oder Bauleute verwarfen. Das Neue Testament hat viele Bezüge zu diesem Psalm.
- Er spielt schließlich in der christlichen Überlieferung eine wichtige Rolle. An herausragender Stelle in der Osterliturgie: Dies ist der Tag, den der Herr gemacht. Das Christentum hat sich diesen Psalm angeeignet. Durch eine Vielzahl von Auslegungen und Gesängen und in ganz besonderer Weise auch durch Martin Luther mit dem kleinen Buch: »Das schöne Confitemini«. Er schreibt über diesen Psalm: »Es ist ein Psalm, den ich lieb habe – denn (da) er sich auch redlich um mich verdient, und mir aus manchen großen Nöten geholfen hat, da mir sonst weder Könige, Weise, Kluge, Heilige hätten helfen mögen.« Dieser Psalm ist also auch ein durch und durch christlicher Psalm.

Es ist ein Psalm, der die gemeinsame Wurzel und die tiefgehende Einheit des jüdischen und des christlichen Glaubens in besonders starker und schöner Weise ausdrückt. Das scheint heute doch selbstverständlich zu sein.

- Aber es muss betont werden
- in einer Zeit, in der aktuell christlich jüdische Gemeinsamkeit noch immer nicht selbstverständlich ist;
- in einer Zeit, in der in einem christlichen Umfeld Antisemitismus als Teil von Fremdenfeindlichkeit, Rechtsextremismus und Rassismus wieder auflebt und erschreckend zunimmt, wo von deutscher Leitkultur und Stolz auf das Deutschsein die Rede ist;
- in einer Zeit, in der wir zwar politische Kritik am Staat Israel üben mögen und auch üben müssen, aber dem Volk Israel im Ursprung des Glaubens und in der Schuld an seiner Vernichtung zu tiefst verbunden bleiben müssen. Wie makaber ist gerade auf diesem Hintergrund der Satz »Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein«!

Bibelarbeit gibt Anstöße. Sie soll auch anstößig sein, zum Nachdenken und Widerspruch einladen. Bibelarbeit macht Arbeit. Für den, der sie vorbereitet – mehr als genug. Aber auch für Sie alle, die diese Arbeit heute mit mir gemeinsam leisten wollen. Bibelarbeit macht Freude. Mir hat die Vorbereitung auf dieses Wagnis in der Tat auch Freude gemacht. Und ich hoffe, ich kann ihnen davon etwas vermitteln. Bibelarbeit ist eine Auseinandersetzung mit Texten, Bildern Gedanken. Sie ist eine Entdeckungsreise durch ein weites Land, mühsam und aufregend. Ich hoffe, sie können teilhaben an den Entdeckungen, die auf dieser Reise möglich sind. Nicht jeder Vers eines Psalms, eines Bibeltextes muss uns etwas sagen.

Nicht jeder Satz unsere Zustimmung finden. Finden wir, finden Sie Aussagen und Worte, die Sie stärken und die Trost spenden, die Hoffnung machen, die Zuversicht begründen, die befreien, die Not und Bedrängnis erträglich machen, die Grund zu Jubel, Freude und Feier bieten.

Die Theologin Dorothee Sölle hat vor sechs Jahren auf dem Kirchentag in Hamburg ihre Bibelarbeit mit der Aussage eröffnet, das Psalmen für sie ein wichtiges Lebensmittel seien, die sie esse, trinke, worauf sie herumkaue, die sie manchmal ausspucke...

Nun, dieser Umgang mit den Psalmen muss nicht jedes Menschen Sache sein. Richtig aber ist: Psalmen sind vor allem auch Gedichte, Gesänge Gebete – für Gläubige und Ungläubige. Und man muss sie auch so hören, lesen, singen und auf sich wirken lassen. Psalmen sind Lamento und Lobpreis. Sie leben von der Schönheit und der Bildhaftigkeit ihrer Sprache. Deshalb habe ich die Bibelarbeit so gestaltet, dass ich jeweils einen Textabschnitt lese, Gedanken zu seiner Auslegung vortrage, wir dann Musik hören oder gemeinsam singen.

Lesen wir zunächst die Worte des Psalms in seiner Gesamtheit, in der Übersetzung, die der Kirchentag uns vorlegt:

*Dankt Adonaj. So ist es gut. Gottes Freundschaft ist von Dauer.
Israel soll sagen: Gottes Freundschaft ist von Dauer.
Das Haus Aaron soll sagen: Gottes Freundschaft ist von Dauer.
Die Adonaj ergebenen sollen sagen: Gottes Freundschaft ist von Dauer.
Aus der Enge rief ich Gott, mit weitem Raum hat Jah geantwortet.
Adonaj ist für mich. Ich fürchte mich nicht.
Was kann ein Mensch mir tun?!
Adonaj ist für mich, bei denen, die mir helfen. So kann ich ansehen, die mich hassen.
Besser sich bergen bei Adonaj, als sich bei Menschen zu sichern.
Besser sich bergen bei Adonaj, als sich bei Großen zu sichern.
Alle Völker umringten mich.*

*Mit dem Namen Adonaj – so kann ich ihnen widerstehen.
Sie umkreisten, ja umringten mich.
Mit dem Namen Adonaj – so kann ich ihnen widerstehen.
Sie umkreisten mich wie Bienen, verschwelen wie Feuer.
Mit dem Namen Adonaj – so kann ich ihnen widerstehen.
Heftig hast du mich gestoßen. Aber Adonaj half mir.
Meine Kraft und mein Gesang ist Jah. Jah wurde mir zu Befreiung.
Der Lärm von Jubel und Befreiung in den Zelten der Gerechten:
Die starke Hand Adonajs – sie handelt mächtig.
Die starke Hand Adonajs – sie ist erhoben.
Die starke Hand Adonajs – sie handelt mächtig.
Ich sterbe nicht, sondern lebe und erzähle die Taten Jahs.
Hart hat Jah mich angefasst, dem Tode hat Jah mich nicht übergeben.
Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit. Ich will hineingehen, will Jah danken.
Dies ist das Tor zu Adonaj. Gerechte gehen hinein.
Ich danke dir: Du hast mir geantwortet und wurdest mir zur Befreiung.
Ein Stein, den die Bauleute für untauglich hielten, wurde zu einem tragenden Eckstein.
Von Adonaj her geschah dies. Es ist wunderbar in unseren Augen.
Dies ist der Tag, da Adonaj es getan. Wir wollen jubeln und uns daran freuen.
Bitte, Adonaj, befreie doch. Bitte, Adonaj, lass es gelingen.
Gesegnet, wer eintritt mit dem Namen Adonaj. Wir segnen euch vom Tempel Adonajs her.
Adonaj ist Gott und gibt uns Licht.
Am Fest der Laubhütten lässt die Zweige reichen bis an die Hörner des Altars.*

*Mein Gott bis du. So danke ich dir. Mein Gott, ich erhebe Dich.
Dankt Adonaj: Si ist es gut. Gottes Freundschaft ist von Dauer.*

Dank für Gottes Güte, Huld, Freundschaft – sie gilt für alle!

*(1-4:) Lobt JHWH: Ja, gut ist er!
Ja, für alle Zeiten ist seine Güte.
Spreche Israel: Ja, für alle Zeit (ist) seine Güte.
Spreche (das) Haus Aaron: Ja, für alle Zeit (ist) seine Güte.
Sprechen die JHWH-Fürchtenden: Ja, für alle Zeit (ist) seine Güte.*

(nach Schröter)

Jetzt habe ich eine andere Übersetzung gewählt. Denn verschiedene Übersetzungen geben auch Aufschluss über den Inhalt des Textes. So heißt z.B. der Vers in der Lutherbibel: »Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.«

Und ein zweiter Grund für eine andere Übersetzung: Ich gebe zu, ich tue mir schwer mit der Übersetzung des Kirchentags. Mit der Wortwahl »Adonaj« und »Freundschaft«.

Die Themen dieses Abschnitts sind: Wem gilt der Dank? Was ist der Grund des Dankes?

Wer hat Grund zu danken? Wem gilt der Dank? Natürlich Gott. Dafür wählt der Kirchentag »Adonaj«, an Stelle des der fast überall geläufigen Übersetzung »Dankt dem Herrn«, als Synonym für »Dankt Gott«.

Ich denke, wem gedankt werden soll, ist klar. Und es ist natürlich kein Gott der Männer gemeint, sondern ein Gott aller Menschen, der Frauen und Männer, der Kinder und Alten, der Gesunden und Kranken, der Menschen aller Nationen und Ethnien.

Der Grund des Dankes: Was ist der Grund des Dankes? Hier gibt es eine auf-

schlussreiche Fülle und Vielfalt unterschiedlicher Übersetzungen: Huld, Treue, Erbarmen, Güte. Einfach weil Gott gut ist. Die Aussage ist klar. Ob es nun freundlich, gütig, barmherzig in der Übersetzung heißt.

Und die Aussage wird nochmals verstärkt: Gottes Huld, Güte, Erbarmen, Treue ist unverbrüchlich, gültig für alle Zeit, ist von Dauer, währt ewig. Im all diesen Worten wird der biblische Text wiedergegeben.

Ist Freundschaft dafür das richtige Wort? Ist Freundschaft nicht eine Beziehung, die auf absoluter Gegenseitigkeit unter den Menschen beruht? Hier geht es um die letztlich einseitige und unverbrüchliche Heilszusage Gottes gemeint, die eben weit mehr ist als »Freundschaft«. Freundschaft kann zerbrechen, zerstört werden – Gottes Heilszusage nicht. Und »von Dauer« ist nicht so aussagekräftig wie »alle Zeit«, oder »ewig«. Es geht also um Dank für Gottes Güte.

Diese Aussage finden wir an vielen Stellen der Psalmen wortgleich wieder (100,5; 106,1; 107,1). Die Psalmen insgesamt entfalten die Botschaft von der Güte Gottes.

In einem Psalm (Ps 136) ist besonders eindrucksvoll beschrieben, worin sich die Güte Gottes erweist:

- in seiner Schöpfungstat, dass er Himmel und Erde erschaffen hat
- und in seiner Befreiungstat, dass er Israel aus der ägyptischen Sklaverei heraus geführt hat.

Die Schöpfung selbst, in ihrer Vielfalt und Fülle und die Exoduserfahrung sind die Manifestationen der Güte Gottes. In der Begründung der menschlichen Existenz insgesamt und der Begründung der Existenz des Volkes Israel erweist sich Gott als gut. Die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft, ist die Heilstat Gottes schlechthin, der Erweis seiner Güte, für die Dank gebührt. Eine reale Befreiung aus wirklicher Knechtschaft.

Darum kann die Rede über diesen Psalm auch politische Rede sein. Es ist mehr als merkwürdig und es ist zutiefst kritikwürdig, dass christlicher Glaube, der letztlich in der Befreiung aus Sklaverei seinen Ursprung hat, der darin den grundlegenden Heilserweis Gottes sieht, sich nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit entschieden gegen Sklaverei und Knechtschaft, gegen Apartheid und Rassismus gewehrt hat und wehrt.

Die Botschaft ist unübertrefflich einfach und klar: Gott ist gut. Gott ist Güte schlechthin. Für alle Zeit. Wer hat Grund zu danken? Zunächst Israel, dann die Priesterschaft, also das Haus oder der Stamm Aaron. Das ist verständlich.

Aber auch: Alle die den Herrn, die Gott fürchten. Nicht Zugehörigkeit zur Priesterschaft, nicht die Zugehörigkeit zu einem Volk begründet das Verhältnis zu Gott, lässt einen Menschen zum Heil gelangen. Sondern die Bereitschaft eines Menschen, Gott zu ehren. Dieser Dreiklang – Israel, Aaron, Alle – kommt gerade in den Psalmen öfter vor. Hier ist eine Universalität des Gottesglaubens angelegt, der die Grenzen des Volkes Israel weit sprengt.

So besonders Ps. 115:

Israel vertrau auf den Herrn. Er ist für Euch Helfer und Schild.

Haus Aaron, vertrau auf den Herrn! Er ist für Euch Helfer und Schild.

Alle, die ihr den Herrn fürchtet, vertraut auf den Herrn.

Er ist für Euch Helfer und Schild!

Der Herr denkt an uns, er wird uns segnen, er wird das Haus Aaron segnen.

(Und besonders deutlich der letzte Satz:)

Der Herr wird alle segnen, die ihn fürchten, er wird segnen Große und Kleine.

Schon im Alten Testament ist die Heilszusage letztlich allumfassend, und im Neuen Testament wird dies endgültig bestätigt.

Alle können das Heil erlangen, die die Güte Gottes bekennen und leben. So der

Kern der einen biblischen Botschaft beider Testamente.

Ob Jahweh, der Gott Jesu Christi oder Allah. Ob Buddhismus oder Hinduismus... Das Thema ist Universalität. Zugang für jeden. Fundamentalismus ist Eingrenzung und Enge. Fundamentalismus in jedem Fall falsch. Ob jüdischer, christlicher oder islamischer. Fundamentalismus ist kein Spezifikum einer bestimmten Religion. Wir müssen Fundamentalismus kritisieren und überwinden. Aber Christen haben keinen Grund, gegen die Fundamentalismen anderer überheblich zu sein. Denn immerhin haben Christen selbst viele Jahrhunderte gebraucht, ihren Fundamentalismus zu überwinden. Sich zur Universalität zu bekennen – und selbstverständlich ist dies bis heute noch nicht!

Halten wir als Botschaft fest: Gott ist gut. Für alle Zeit. Für alle Menschen.

Gott schafft weiten Raum, Befreiung – Vertrauen in Gott und die Menschen

(5-9:) *Aus der Enge habe ich gerufen JH- Es antwortete mir in Weite JH*

JHWH (ist) für mich – nicht fürchte ich mich

Was kann tun mir Mensch(heit)?

JHWH (ist) für mich unter meinen Helfern

Und ich schaue auf die mich Hassenden.

Gut, Zuflucht zu suchen in JHJW

Und nicht zu vertrauen auf Mensch(heit).

Gut Zuflucht zu suchen in JHJW

Und nicht vertrauen auf Fürsten.

In der Mensch in Bedrängnis ruft zu Gott.

Er schreit, er kämpft, er rechnet mit Gott.

Not wird vor Gott gebracht.

Im Psalm ist es die Erfahrung der Knechtschaft in Ägypten und der Gefangenschaft in Babylon. Das sind die gemeinsamen Notlagen, die Israels Glauben prägen. Dazu kommen viele individuelle Notlagen Krankheit, Hunger, Unfälle auf Reisen, Gefangenschaft – alles, was Menschen eben zusto-

ßen kann. Was gleichsam schicksalhaft ist. Die einen zur Verzweiflung bringen. Beides fließt in die Psalmen ein, auch in Ps 118.

Und dann kommt dieses großartige Bild, das auch im Motto des Kirchentags aufgegriffen wird: »Mit Weite, mit weitem Raum antwortet JHWH.«

Dieses Bild kommt in den Psalmen öfter vor: »Du hast mir Raum geschaffen, als mir Angst war«, heißt es an anderer Stelle (Ps. 4,2). Und natürlich das Motto des Kirchentags selbst: »Du hast mich nicht ausgeliefert in Feindeshand. Hast ins Weite gestellt meine Füße.« Oder, wie es in der Lutherbibel heißt: »Du stellst meine Füße auf weiten Raum.«

Weite ist Freiheit! Das ist offenkundig eine menschliche Urfahrung. Man muss ja nicht gleich an die Marlboro-Werbung denken, obwohl sie natürlich geschickt gerade diesen Zusammenhang aufgreift. Enge ist Not und Bedrückung und Gefängnis sind eins. Angst schnürt die Kehle zu, macht sie also eng, macht das Herz eng, verschließt die Gefäße. »Angst frisst Seele auf« ist der Titel eines beeindruckenden Films. Die Überwindung der Enge durch die Weite wird im Neuen Testament vollendet: Das Grab ist Enge, die Auferstehung ist Weite. Die Auferstehungsbotschaft als die endgültige Überwindung der Enge, der Angst, der Gefangenschaft und Bedrückung.

Der weite Raum verweist auch auf einen weiten Horizont. Ein enger Horizont ist in unserer Alltagssprache bildhaft für die Beschränkung im Denken. Fremdenangst und -feindlichkeit, Ausgrenzung, Dogmatismus sind Enge. Toleranz und Menschenfreundlichkeit, Multikulturalität und Integration sind Weite. Ein »weites Herz« haben ist Zeichen eines guten Menschen. Nicht nur bei Gott, sondern auch bei Menschen stehen Güte und Weite in einem unmittelbaren Zusammenhang. Gott stellt in die Freiheit. Und auf festen Grund. Freiheit ist nie grenzenlos.

Freiheit zu allem ist Freiheit zu nichts. Die Freiheit aller ist die Grenze für die Freiheit eines und einer jeden.

Weite ist Wagnis. Aber dieses Wagnis ist zu bewältigen. Im Vertrauen auf und in Verbindung mit Gott.

Das ist das nächste Thema dieses Abschnitts. Dieses Thema hat auch eine äußerst verhängnisvolle Wirkungsgeschichte: »Gott mit uns« stand auf den Koppeln der deutschen Wehrmacht des Hitlerreiches. Das Vertrauen in Gott als Grundlage aggressiver und Menschen vernichtender Überheblichkeit gegen Feinde?

Die biblischen Texte sind sicher nicht frei von dieser Deutung. Ich finde, darum darf man nicht herumreden. Aber es lohnt sich, der Geborgenheit in Gott, von der die Psalmen an vielen Stellen sprechen, weiter nachzugehen.

Ein Psalm – 27 – macht die Geborgenheit in Gott in ganz besonderer Weise zum Thema: »Der Herr ist mein Licht und mein Heil: Vor wem sollte ich mich fürchten?«, so wird das Thema dort eröffnet.

Und an einer anderen Stelle der Psalmen (54,9) wird gebetet: »Der Herr hat mich herausgerissen aus all meiner Not und mein Auge kann auf meine Feinde herabsehen.«

Nicht aggressive Menschenfeindlichkeit, sondern größere Gelassenheit im Umgang mit Gegner und Feinden, ist für mich die Botschaft, die diese Aussagen vermitteln. Dieser Zusammenhang gilt auch für die Verse unseres Psalms. Ich wage hier durchaus auch eine politische und aktuelle Rede. Die ganze christliche Tradition hat sich vor solchen Auslegungen nicht gescheut. Am allerwenigsten Luther selbst. Gerade jene Juden, die im Land Israel vor allem das biblische Erbe sehen, müssen an der Spitze derer stehen, die nicht Aggressivität, sondern Gelassenheit im Umgang mit den Feinden einfordern sollten? Die Verurteilung palästinensischer Gewalt ist für mich selbstver-

ständig. Ich rede hier nicht Wehrlosigkeit und Pazifismus das Wort. Das wäre weltfern und menschenverachtend.

Ich sage aber: Der Friede muss für Israel und Palästina eine Chance bekommen. Wenn man schon in biblischen Kategorien denkt: Durch Gelassenheit, die nicht auf militärische Überlegenheit und Vernichtung setzt. Immer neue Siedlungen und die Erweiterung vorhandener Siedlungen in palästinensischen Wohngebieten, ist kein Zeichen von Gelassenheit.

Ich sage aber auch, das wir, dass das »deutsche Volk« sich in der Kritik Israels die größte Zurückhaltung auferlegen muss. Denn wir haben die bislang größte und schrecklichste Knechtschaft und Gefangenschaft der Kinder Abrahams, bis hin ihrer physischen Ausrottung, ins Werk gesetzt.

Die nächsten Verse haben einen ebenso widerborstigen, einen provozierenden, zum Nachdenken anregenden Inhalt. Geborgenheit und Zuversicht bei Menschen – sollen sie radikal in Abrede gestellt werden? Das Vertrauen des Kindes zu seinen Eltern, des Freundes zum Freund, der Ehe- oder Lebenspartner und -partnerinnen zueinander? Soll Misstrauen zur Grundlage der menschlichen Beziehungen werden?

Sehr sperrig der Text, an dieser Stelle. »Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand!« Ist der Hexenspruch aus Shakespeares King Lear als Lebensmotto gemeint? Was die Werke der Menschen und die Beziehungen der Menschen zueinander betrifft.

Richtig ist: Es ist eine zutiefst menschliche Erfahrung, dass Vertrauen enttäuscht wird, Beziehungen zerbrechen, auf Menschen zu bauen so sein kann, als hätte man auf Sand gebaut. Aber dies ist in meinem Verständnis nicht die zentrale Aussage dieses Textes. Auch hier lohnt es, sich weiter in den Text einzulassen. Auffallend ist die Parallele: Nicht auf Menschen – nicht auf Fürs-

ten zu vertrauen. Sie begegnet uns auch an anderer Stelle der Psalmen: »Verlasst euch nicht auf Fürsten, auf Menschen, bei denen es doch keine Hilfe gibt.« (Ps 146,3)

Hier wird ganz deutlich, dass es um Kritik des Menschen als »Fürst«, als Repräsentanten der politischen und sozialen Ordnung geht. Es geht also nicht um Menschenfeindlichkeit, sondern um Herrschaftskritik. Darauf verweist auch, dass mit dem biblischen Text nicht konkrete Menschen, bestimmte Beziehungspersonen, sondern Mensch oder Menschheit schlechthin gemeint sind, die von Menschen errichtete Ordnung. Die Botschaft ist, sich nicht auf den menschlichen Apparat – politischen, bürokratisch-administrativen, auch militärischen zu verlassen! Das gilt auch für das Volk und den Staat Israel – alt und neu. Weil dies alles keine letzte Verlässlichkeit bietet, nicht zum Ziel führt. Geborgenheit auf Dauer kommt letztlich nur aus Frieden, nicht aus Abschreckung.

Der Text bleibt sperrig. Das ist gut so. Aber man kann ihn befragen und sich von ihm in Frage stellen lassen.

Es bleibt: Gott schafft Weite und Freiheit. Auf menschliche Herrschaft und Ordnung ist kein letzter Verlass.

Der Name Gottes – Gott ist Gesang

(10-14:) Alle Völker umringten mich
Im Namen JHWHs – ja ich wehrte sie ab.
Sie umringten, auch umringten sie mich –
Im Namen JHWHs – ja, wehrte ich sie ab.
Sie umringten mich wie Bienen,
sie wurden gelöscht wie Dochtenden
im Namen JHWHs – ja, ich wehrte sie ab.
Gestoßen, gestoßen wurde ich zum Fallen
Und JHWH hat mir geholfen.
• Meine Kraft und mein Lobpreis (ist) JH
Und er ist geworden für mich zu einer Rettung.

Diese Verse setzen das Thema des vorhergehenden Abschnittes fort. Es sind Bilder für die Aussichtslosigkeit der Feinde. Vielleicht würde man die Bilder heute ergänzen. »Sie tropfen von mir ab, wie Regen von Goretex«. Aber die Abwehr, das Abprallen, das Abtropfen der Feinde, ist nicht Ergebnis menschlicher Kraft und Macht, eigener wirtschaftlicher und politischer Stärke, sondern allein Ergebnis der Macht und des Namens Gottes.

Nur so kann der Mensch, kann das Volk Israel den Völkern, den Widersachern widerstehen. Das Überleben ist in diesen Texten nicht begründet in der eigenen Stärke und Überheblichkeit. Sondern allein in der Zuwendung Gottes. Der Name Jahwes ist gleichbedeutend mit Gott selbst. Der Abschnitt geht über in eine Aussage voller Gottvertrauen: Gott lässt Not, Bedrängnis, Verfolgung zu, fast bis zum Äußersten, rettet aber vor der Vernichtung. Die Geschichte des Volkes Israel widerspricht dieser Aussage. Schon nach der babylonischen Gefangenschaft, hadert Israel mit seinem Gott.

Die Geschichte der Juden ist eine Geschichte von Verfolgung, Pogromen bis hin zu Vernichtung. Warum wird Bedrängnis, Not, Verfolgung, Elend, des Einzelnen ebenso wie des Volkes zugelassen? Auf diese Frage gibt nach meiner Überzeugung weder jüdischer noch christlicher, aber auch kein anderer Glaube eine gültige, gar eine befriedigende Antwort. Es gibt eben Schicksal. Hiob hadert mit Gott, ja er verflucht ihn geradezu. Und Glaube kann eine Form der Bewältigung dessen sein, was Menschen zustößt.

Für den Beter oder Sänger des Psalms, für die Erfahrung des Volkes Israel steht am Ende die Gewissheit: Gott ist Befreiung, ist Rettung, ist Heil.

Darum endet dieser Abschnitt konsequent in der Aussage: Jah, Gott ist Kraft und Gesang. Jahweh ist Befreiung. Gehen

wir diesen Aussagen etwas nach. Gott ist Freiheit und Befreiung. Die Befreiung aus der Sklaverei und Knechtschaft ist die fundamentale Heilserfahrung Israels. Sie ist der Ursprung des jüdischen Glaubens.

Der letzte Vers dieses Abschnitts stellt diese Beziehung für jeden gläubigen Juden unmittelbar her. Denn er ist unmittelbar dem Siegeslied entnommen, das nach der biblischen Überlieferung Moses und das Volk Israel unmittelbar nach der Rettung vor der Verfolgung durch den Pharao am Schilfmeer sangen: »Meine Stärke und mein Lied ist der Herr, er wurde mir zur Befreiung.« (2 Mose 15, 2)

Die christliche Tradition stellt religiöse Rettung und Erlösung an Stelle von realer Befreiung. Sie vergeistigt Befreiung. Das ist eine einseitige und unzulässige Verengung. Erst diese Entwicklung konnte dazu führen, dass »Befreiungstheologie« sich in den 70er Jahren im Katholizismus als eine Variante von Theologie versuchen musste, durchzusetzen. Die Botschaft der Bibel dagegen ist eindeutig: Jede jüdisch – christliche Theologie ist Befreiungstheologie. Die biblische Botschaft – Altes und Neues Testament – ist Botschaft der Befreiung. Befreiung ist nicht Teil der Theologie, ist nicht Teil des Glaubens, sondern ihr bzw. sein Kern und ihr Wesen. Gott befreit sein Volk, Gott befreit den Menschen. Und zwar nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich. Aus Sklaverei und Knechtschaft, aus Unterdrückung und Abhängigkeit. Daraus ergeben sich auch Maßstäbe für das Zusammenleben der Menschen untereinander.

Christentum ist Parteinahme für Befreiung. Aus äußeren und inneren Zwängen. Nicht nur spirituell und geistig, sondern auch real. Christlicher Glaube verlangt einzutreten für Lebensumstände, die befreites Leben möglich machen.

Ist das eine Absage an jede säkulare Befreiungsbotschaft, nach dem Motto »Es ret-

tet uns kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun...?«

Keineswegs: Das Gott Befreiung bringt, verpflichtet die, die an ihn glauben, zu befreiendem Handeln für die Menschen. In der Befreiungsbotschaft und der Gottebenbildlichkeit gründet die Gesellschaft der Freien und Gleichen als Maßstab jeder politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung. Jeder von uns weiß, wie schwierig es ist diesen Maßstab konkret anzuwenden. Aber ob dieser Schwierigkeit darf der Maßstab selbst nicht verloren gehen.

Jahweh ist Befreiung. Die Botschaft und Aussage ist eindeutig. Und verpflichtet Christen zu entsprechendem Handeln. In der Politik, in der Wirtschaft, in der Gesellschaft. Gott ist Kraft oder Stärke und Lied oder Gesang. Das Wort, das hier zugrunde liegt, schwankt in der Bedeutung von »Gesang« bis »Stärke«. Luther hat übersetzt: »Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und mein Heil.« Gesang und Lied gibt Kraft und ist Kraft. Darum lassen Sie uns jetzt Musik hören und singen.

Die Macht Gottes und Befreiung ist Grund zur Freude.

(15-18:) Lärm von Jubel und Rettung in den Zelten der gerecht Gemachten:
Die Rechte JHWHs tut Macht!
Die Rechte JHWHs (ist) erhoben!
Die Rechte JHWHs tut Macht!
Nicht sterbe ich – ja, ich lebe und erzähle die Werke JHs.

Gezüchtigt, gezüchtigt hat mich JH
Und nicht hat er mich dem Tod gegeben.

Dieser Abschnitt steht zwischen dem ersten und dem zweiten Teil dieses Psalms. Zunächst wird das Thema Rettung und Befreiung fortgeführt. Jubel über Rettung, genauer: Das Freudengeschrei des Jubels und der Rettung aus den Zelten der Gerechten. Befreiung ist Anlass zur Freude. Der Befrei-

te hat allen Grund Gott zu danken und die Erfahrung der Befreiung mitzuteilen. Laut, d.h. mit Geschrei. Jüdischer und christlicher Glaube ist eine Freudenfeier und ein Jubelfest, keine Trauerveranstaltung. Don Giovanni von Mozart oder die Neunte Symphonie von Beethoven als das säkularisierte Evangelium. Der Glaube als Fest der Freude und Fest des Lebens. Die, die das Elend der Welt parteilich bekämpfen wollen, müssen nicht die leibhaftige Personifizierung dieses Elends sein wollen.

Nicht Trübsal und Trübsinn gilt es zu vermitteln, sondern zu überwinden. Denn, die »Rechte des Herrn behält den Sieg«, wie Luther übersetzt. Erneut der Dreiklang, den wir schon mehrfach in diesem Psalm fanden. Die »rechte Hand« oder der »rechte Arm« übt Macht aus. Die Rechte Gottes ist, wie sein Name, gleichbedeutend mit Gott selbst. Der Platz zu Rechten ist der Ehrenplatz, auch heute noch. Die Rechte ist gleichbedeutend mit dem »starken Arm«. Die Recht Gottes hat auch mit Recht und Gerechtigkeit zu tun, wie es in an anderer Stelle in den Psalmen heißt (Ps. 89, 14 f.): »Dein Arm ist voll Kraft, deine Hand ist stark, deine Rechte hoch erhoben. Recht und Gerechtigkeit sind die Stützen deines Thrones

Huld und Treue schreiten vor deinem Antlitz her.«

Dann wird wieder das Thema des vorigen Abschnitts aufgegriffen: Gott lässt stracheln, aber nicht verderben. So die Aussage des Textes. Ich drehe die Reihenfolge der beiden Verse um:

Gezüchtigt aber nicht dem Tod übergeben.
Nicht sterben, sondern leben.
Endgültige Vernichtung ist Gott fremd.
Und leben heißt, die Heilstaten Gottes, die Güte Gottes allen Menschen erzählen – durch Worte und Taten,
das Evangelium zu verkünden und zu leben.

Leben heißt, anderen Menschen ein Beispiel zu geben für die Güte und Gerechtigkeit. Das ist der Sinn von Kirche, der Gemeinschaft der Glaubenden. Lebendiges und tatkräftiges Zeugnis zu geben davon, dass Gott einfach gut ist.

Die Architektur der Gerechtigkeit.

(19-23:) Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit!

Ich will eintreten durch sie. Ich will loben JH.

Dies (ist) das Tor JHWHs
Gerechte kommen hinein durch es.
Ich lobe dich, ja du hast mir geantwortet
Und du bist für mich geworden zu einer Rettung.

Den Stein, den die Bauenden verwarfen,
er ist geworden zu einem Haupt-Eckstein.
Von JHW ist geschehen dieses. Dies ist ein Wunder in unseren Augen.

Gerechtigkeit ist jetzt das Thema. Schon bei den »Zelten der Gerechten«, angesprochen, werden jetzt die Tore der Gerechtigkeit geöffnet. Gottes Gerechtigkeit ist, insbesondere im Alten Testament, schwierig und kaum zu begreifen, schrecklich und großartig zugleich. Zur Gerechtigkeit Gottes im Alten Testament gehören Hiobs Elend ebenso wie Davids Königtum und Salomons Pracht. Gottes Gerechtigkeit ist das Handeln Gottes für sein Volk Israel im Alten Testament und für die gesamte Menschheit durch Jesus Christus im Neuen Testament.

Wer unter den Menschen ist gerecht, wer der, der durch die Tore der Gerechtigkeit eintreten darf? In jenem Psalm, der vor dem Vertrauen auf Fürsten warnt, ist auch darauf ein sehr klarer Hinweis (Ps. 146,6-9): »Recht verschafft er den Unterdrückten, den Hungernden gibt er Brot, der Herr befreit die Gefangenen. Der Herr öffnet den Blinden die Augen, er richtet die Gebeugten auf.

*Der Herr beschützt die Fremden
Und verhilft den Witwen und Waisen zu
ihrem Recht.*»

Die Gerechtigkeit Gottes ist parteilich. Andere unterdrücken, heißt Gerechtigkeit mit Füßen treten. Der, der Unterdrückten und Ausgegrenzten, der Armen, Witwen und Waisen hilft, handelt gerecht. Er kann durch die Tore der Gerechtigkeit gehen. Dazu gehört auch Gerechtigkeit gegenüber anderen Menschen, ihnen ihr Lebensrecht zuzugestehen und sich, wenn es geschmälert oder bedroht ist, dafür parteilich einzusetzen. Gerechtigkeit ist also soziale Gerechtigkeit. Schon der Midrasch, ein rabbinischer Kommentar zu diesem Vers, führt für Gerechtigkeit fast wörtlich dieselben Kriterien an, wie sie der Gerichtsrede des Matthäusevangeliums genannt werden (Mt 25, 31-46)

Hungrigen zu Essen, Durstigen zu Trinken geben, Obdachlose aufnehmen, Nackte bekleiden, Kranke pflegen, Gefangene besuchen. Und alles kulminiert in der Aussage: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Der Obdachlose auf der Zeil, die Bettlerin an der Hauptwache, die Zwangsprostituierte im Bahnhofsviertel, der illegale Asylbewerber vor dem Hauptbahnhof, das sind diese Geringsten. Wir sind nur allzu sehr geneigt das wirklich Umstürzende dieser Gerichtsrede zu verdrängen. Gottes Gerechtigkeit verwirklicht sich zwischen den Menschen als soziale Gerechtigkeit. Zeichen und Taten der Befreiung aus Not und Unterdrückung, aus Elend und Gefangenschaft und Gerechtigkeit sind eins.

Dies steht auch im Zusammenhang mit dem zweiten Thema dieses Abschnitts: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser Stein ist der wichtigste geworden. Das Verhalten gegenüber dem »Geringsten« wird zum Kriterium für Gerechtigkeit, ein sehr ähnliches Bild. Die Umwertung al-

ler Werte, die Umkehr der Verhältnisse, das was man gemeinhin »Revolution« nennt, ist biblische Gerechtigkeit. Keine Stelle der Bibel bringt dies so verdichtet zur Sprache wie der Lobpreis Marias, das Magnifikat (Lk 1, 51-53).

*»Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle
Taten:*

*Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut
sind;*

*Er stürzt die Mächtigen vom Thron und
erhöht die Niedrigen.*

*Die Hungernden beschenkt er mit seinen
Gaben*

und lässt die Reichen leer ausgehen.«

Das ist die eine Botschaft beider Testamente: Gerechtigkeit ist zuallererst Parteilichkeit für Schwache, Ausgegrenzte, Unterdrückte. Das Bild vom Eckstein ist ein einprägsames Bild. Es wird im Neuen Testament aufgegriffen: Jesus Christus als Eckstein, den die Bauenden / Bauleute zunächst verworfen, nicht beachtet, für gering gehalten, für wertlos und unbedeutend gehalten haben. Gegen Geringschätzung, Missachtung und Ausgrenzung und für Einschluss. Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Dieselbe Botschaft. Der verworfene Eckstein, dieser Vers hat aber auch – darüber will ich nicht schweigen – eine sehr verhängnisvolle Wirkungsgeschichte. Er ist eine Grundlage christlichen Antijudaismus und Antisemitismus. Dabei spielt das Zitat dieses Psalmverses als Zuspitzung der Botschaft des Gleichnisses von den bösen Winzern die entscheidende Rolle. »Die Juden« seien die bösen Winzer, die den Sohn des Weinbergbesitzers getötet haben, sie seien die Bauleute, die Jesus Christus nicht als tragenden Eckstein erkannt, sondern als wertlosen Stein verworfen haben.

Dieser christliche Antisemitismus ist eine erschreckende Tatsache und durchzieht die

ganze Geschichte der Christenheit. Er widerspricht aber zutiefst dem Neuen Testament selbst. Im Zusammenhang der Texte ist das Gleichnis und die Anwendung des Psalmverses ausschließlich gegen die Schriftgelehrten und Hohenpriester gerichtet. Es ist Hierarchiekritik, die hier geübt wird, nicht Antijudaismus. Gegen Hierarchie und klerikale Bürokratie. Es ist die Kritik, die Luther gegenüber dem Papismus und dem Pfaffenstum fortgesetzt hat. Es ist die Kritik der »Kirche von unten« und des Kirchenvolksbegehrens in der katholischen Kirche.

Und es ist die Kritik an Kirchenbürokratie und kleinkariertem Theologenstreit, die zu jeder Zeit und in jeder Kirche Platz hat, ja haben muss, gerade im Namen der biblischen Botschaft, Kritik, die prophetische Tradition ist und bleiben muss! Dass dieser unbedeutende Stein, dass also das oder der oder die Geringste die größte Bedeutung erlangt – dieser Sachverhalt wird schließlich als Wunder beschrieben, als »Paradox«, wie es im griechischen Text heißt, etwas, was wider alle Erwartung eintritt.

Die Umwertung aller Werte, die Erhöhung des Niedrigsten, die Offenbarung Gottes im Geringsten, das ist das Paradox, das Wunder, wie wir gemeinhin, der Widerspruch der biblischen Botschaft schlechthin.

Das ist der Tag! – Jubel und Freude

(24-27:) Dies ist der Tag – gemacht hat
JHWH

*Wir wollen jauchzen und uns freuen in
ihm.*

*Ach, JHWH rette doch! Ach JHWH, lass
doch gelingen!*

*Ein Gesegneter, der kommend im Namen
JHWH.*

JHWH (ist) Gott. Er gebe uns Licht.

*Bindet den Festreigen mit Zweigen
bis zu den Hörnern des Altars.*

Das ist der Tag, den der Herr gemacht, das beten oder singen Juden in der Erinnerung an den Exodus, im Rahmen des Hallel, also beim Paschafest.

Das ist der Tag, den der Herr gemacht, das beten oder singen Christen in Erinnerung Auferstehung, also in der Osternacht oder am Osterfest.

In der katholischen Osterliturgie steht der Freudengesang der Osternacht, das Exsultet, in der Tradition dieses Psalms:

*»Frohlocket, all ihr seligen Chöre der En-
gel,*

frohlocket, ihr himmlischen Scharen,

lasset die Posaune erschallen,

preiset den Sieger, den erhabenen König

*Lobsinge, du Erde, überstrahlt vom Glanz
aus der Höhe!*

Licht des großen Königs umleuchtet dich.

*Siehe, geschwunden ist allerorten das
Dunkel.*

*Auch du freue dich, Mutter Kirche,
umkleidet von Licht und herrlichem Glan-
ze!*

Töne wider, heilige Halle,

töne von des Volkes mächtigem Jubel.

Dies ist die Nacht,

*in der du unsere Väter, die Söhne Israels,
aus Ägypten befreit*

*und auf trockenem Pfad durch die Fluten
des Roten Meeres geführt hast.*

Dies ist die Nacht,

in der die leuchtende Säule

das Dunkel der Sünde vertrieben hat.

Dies ist die Nacht,

*die heute auf der ganzen Welt alle, die an
Christus glauben,*

scheidet von den Lasten der Welt,

dem Dunkel der Sünde entreibt,

ins Reich der Gnade heimführt

und einfügt in die heilige Kirche.

Dies ist die Nacht,

*in der Christus die Ketten des Todes zer-
brach*

und aus der Tiefe als Sieger emporstieg.

*O wahrhaft selige Nacht,
dir allein war es vergönnt, die Stunde zu
kennen,
in der Christus erstand von den Toten!
Ohr wahrhaft selige Nacht,
die Himmel und Erde versöhnt,
die Gott und Menschen verbindet.»*

Hier wird nochmals die gesamte Fülle der biblischen Tradition aufgegriffen, bewusst der Zusammenhang zum Exodus hergestellt. Hier wird beeindruckend die Einheit des Glaubens der jüdisch-christlichen Tradition herausgestellt. In beiden Fällen geht es um die Erinnerung an die Befreiungstat, die jeweils Existenz begründend ist, in dem einen Fall, für die Existenz des Volkes Israel, in dem anderen Fall für das neue Leben aufgrund des Glaubens und für die christliche Gemeinde. Es ist die unbeschreibliche Freude, die hier zum Ausdruck kommt. Tod, wo ist dein Stachel – Grab, wo ist dein Sieg? Erneut wird unterstrichen, das Fest und Feier, Jubel und Jauchzen im Glauben, in der Kirche ihren Platz haben.

Wäre das nicht wunderbar: Christen als sichtbare Trägerinnen und Träger einer Freudenbotschaft, einer frohen Botschaft? Als Menschen, die das Exsultet der Osterliturgie nicht nur beten, sondern auch sichtbar leben! Kein sauertöpfisches und moralinsaures Christentum. Kirchen und kirchliche Räume als Zentren der Freude und des Feierns. Und Kirchen als entschiedene Anwälte von gemeinsamen Zeiten der Freude und des Feierns. Die Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft zerstört diese Zeiten. Rund um die Uhr einkaufen. Rund um die Uhr arbeiten. Lärmen. Hetzen. Wo es keinen gemeinsamen Feierabend gibt, ist auch kein Feierabendmahl mehr möglich. Wo es kein gemeinsames Wochenende mehr gibt ist auch

keine Sonntagsheiligung, religiöse wie säkulare, mehr möglich.

Dann wird das Befreiungsthema nochmals aufgenommen. Befreiung wird gleichgesetzt mit dem Gelingen schlechthin. Dies bringt sicherlich die Hoffnung auf und den Ruf nach dem endgültigen und dem endzeitlichen Heil zum Ausdruck.

Der Vers »Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn« ist aus den Evangelien vertraut. Es ist der Lobruf des Volkes auf Jesus als Sohn Davids, als Messias beim Einzug in Jerusalem (Mt 21,9; Mk 11,10; Lk 19,38; Joh 12, 13.). Dabei sind wir wieder mitten im Paradox: Der Messias, der König und Retter, zieht auf einer Eselin ein! Auch hier wieder die enge und bewusste Verknüpfung mit dem Alten Testament.

Aber vor allem: Die Offenbarung der Größe im Geringen. Welchen Anstoß muss das erregt haben für die Zeitgenossen? Welche Provokation auch heute noch, wenn wir uns darauf einlassen und das hierarchische und herrschaftliche Getue im Alltag aller Kirchen sehen?

Wieder blitzen durch dieses Bild Herrschafts- und Hierarchiekritik auf, Parteinahme und Parteilichkeit. Im Bekenntnis zu Gott und in der Aufforderung zum Fest und Festzug endet der Psalm, vor dem Refrain.

Die Verse erklären sich selbst. Eine Nachdichtung des Psalm bringt für mich diese Festes- und Freudenstimmung am besten zum Ausdruck: »Feiert mit mir das Fest aller Feste! Schmückt trauernde Häuser. Kehrt Schmutz von den Straßen. Lasst leere Tische sich biegen. Schlacht verschlossene Fässer auf. Freut euch mit mir am Wunder aller Wunder. Kommt aus den Kellern der Angst. Öffnet verriegelte Türen. Reißt dumpfe Fenster auf. Springt in die helle Freiheit. Lacht mit mir voll der Freude aller Freuden! Das Grab aller Gräber wurde gesprengt. Der Stein der Verzweiflung ist weg gerollt. Der

Mann der Schmerzen lebt unter uns. Die neue Welt hat ihren ersten Tag.

Sing mir vom Sieg aller Siege! Fegt die Angst aus den Herzen. Lacht dunklen Mächten ins Gesicht. Widersteht den Herren von gestern. Wagt schon heute das Leben von morgen.»

Refrain: Dank für Gottes Guttat

(28-29:) *Mein Gott – Du! Ich will dich loben. Mein Gott, ich will dich erheben. Lobt JHWH: Ja, gut ist er. Ja, für alle Zeit (ist) seine Güte.*

Die Salbung in Betanien

(Markus 14,3-9)

Eine Bibelarbeit von REINERIO ARCE VALENTIN, Professor für Theologie und Psychologie in Havanna und Matanzas (Kuba) und Präsident des ökumenischen Rates der Kirchen in Kuba

Die Salbung in Betanien

3 Als Jesus in Betanien im Haus Simons des Aussätzigen bei Tisch war, kam eine Frau mit einem Alabastergefäß voll echtem, kostbarem Nardenöl, zerbrach es und goss das Öl über sein Haar.

4 Einige aber wurden unwillig und sagten zueinander: Wozu diese Verschwendung? 5 Man hätte das Öl um mehr als dreihundert Denare verkaufen und das Geld den Armen geben können. Und sie machten der Frau heftige Vorwürfe.

6 Jesus aber sagte: Hört auf! Warum lasst ihr sie nicht in Ruhe? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. 7 Denn die Armen habt ihr immer bei euch, und ihr könnt ihnen Gutes tun, so oft ihr wollt; mich aber habt ihr nicht immer. 8 Sie hat getan, was sie konnte. Sie hat im Voraus meinen Leib für das Begräbnis gesalbt. 9 Amen, ich sage

Damit kommt der Psalm an den Anfang zurück. Seine Botschaften: Gott ist gut. Für alle Zeiten. Für alle Menschen.

Das heißt: Freiheit und Befreiung. Weitherzigkeit statt Engstirnigkeit, Zuversicht und Gelassenheit, auch angesichts von Bedrängnis und Feinden. Gerechtigkeit und Parteilichkeit. Für die Geringsten. In Würde leben. Das ist Leben in Freiheit und Gerechtigkeit. Das ist Leben, wo Raum und Zeit ist für Jubel, Feiern und Freude. Christen und Kirchen sind Anwalt für die Würde des Menschen. Für jeden Menschen. Zu jeder Zeit.

euch: Überall auf der Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat.

Freude bringen und Liebe erweisen

Es handelt sich um einen komplexen und schwierigen Text, besonders für jemanden wie mich, der aus einer anderen Gegend der Welt kommt, und zwar aus einer armen Gegend. Wie ist dann, aus meinem Kontext, die Haltung der Jünger gegenüber der Einstellung von Jesus zugunsten der Frau zu verstehen?

Das Dilemma liegt wesentlich in zwei disparaten Auffassungen über diese Bibelstelle, die die Geschichte des Christentums

durchziehen. Einerseits geht es um eine absolut vergeistigte Interpretation dieses Textes, die die geistlichen Bedürfnisse über die Notwendigkeit stellt, gerechte gesellschaftliche und wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Menschen



in der Welt herzustellen. Andererseits hat die Kirche in einer Allianz mit den Reichen und Mächtigen diesen Text benutzt, um die Armut als den Willen Gottes vorzustellen und zu rechtfertigen. »Denn Arme werdet ihr immer unter euch haben«, heißt in diesem Punkt der Text. Und so wurden diese Worte Jesu interpretiert im Sinne einer Zustimmung zur Existenz von Armut.

Auf den ersten Blick, würden wir Leute aus der Dritten Welt mit den protestierenden Jüngern einverstanden sein. Jesus aber weist auf eine andere Perspektive dieser Situation hin. Er zeigt einen anderen Weg, die Einstellung und das Verhalten dieser Frau einzuschätzen, zweifellos viel mehr in Harmonie mit der von ihm verkündigten Vision des Reiches Gottes. Mit ihrem Protest glaubten die Jünger das Recht der Armen einzufordern. Sie waren nicht imstande die Situation zu begreifen, weil sie nicht genau wussten, worum es ging. Deswegen reagierten sie in einer oberflächlichen Weise. Sie hatten die Worte Jesu zu dem jungen Reichen gehört, und erinnerten sich dann genau an den radikalen Hinweis: »Verkaufe alles was du hast, gib das Geld den Armen und folge mir«. Dabei hat sich Jesus ganz

klar auf das Verhältnis zwischen dem Reich Gottes und den Armen bezogen.

Nun aber war die Lage der Frau eine ganz andere. Erstens ist es keinen Grund zu glauben, dass sie eine reiche Frau war. Im Gegenteil, sie war wahrscheinlich eine arme Frau. Deshalb ist die Situation hier eine ganz andere als mit dem jungen Reichen. Hier geht es um eine Frau, die Jesus einen großen Gefallen tun möchte. Sie sucht ihren Frieden durch eine Tat, die von irgendeiner Überzeugung oder einem persönlichen Wunsch motiviert ist. Haben die Armen dann kein Recht, auch in ihrem Elend und trotz ihrer Armut einem anderen Menschen etwas zu geben? Dürfen sie nicht die Befriedigung erfahren, einem anderen Menschen eine Wohltat zu erweisen? Müssen sie infolgedessen auf den Segen verzichten, anderen Menschen großzügig zu begegnen?

Die Frau in unserer Geschichte war sich dessen bewusst, dass es einen großen Aufwand bedeuten würde, Jesus mit solcher kostbaren Salbe ehren. Aber genau deswegen fühlte sie sich desto mehr bestätigt. Mit ihrer Tat hatte sie die Absicht, einem Menschen Freude zu bringen, der bald sein Leben opfern würde. Sie wollte Freude bringen und ihm Liebe erweisen. War diese Frau nicht berechtigt durch diese Tat von großem geistlichen Sinn ein inneres geistliches Bedürfnis zu befriedigen? Die Frau tut was sie tun musste. Die Jünger hatten eine ganz andere Vorstellung darüber. Sie reagieren in-

Reinerio Arce hat bei Jürgen Moltmann in Tübingen promoviert. Zu Ehren des 75. Geburtstages von Jürgen Moltmann trafen sich Anfang April 2001 ca. 200 geladene Gäste aus aller Welt (u.a. Bundespräsident Johannes Rau, Justizministerin Herta und Paul Däubler-Gmelin und Hans Küng) zu einem Festakt in der Evangelischen Akademie Bad Boll. Vor dem Festakt predigte der Kubaner Reinerio Arce am 8. April in der Dorfkirche von Bad Boll, dem Wirkungsort Christoph Blumhardts, über die Salbung in Betanien.

Die Tradition des Europäischen Religiösen Sozialismus – in Kuba weitgehend unbekannt – war ein wichtiges Thema am Rande der Gespräche in Bad Boll. Unser Redaktionsmitglied Udo Fleige wurde von Reinerio Arce eingeladen, im Sommer 2001 vor kubanischen Theologinnen der Universität Havanna im kleinen Kreise über den Religiösen Sozialismus zu referieren.

dem sie die Wirklichkeit dogmatisch (fundamentalistisch und mechanistisch) fassen. Jesus lehrte, dass Menschen »nicht nur von Brot leben«, und dabei meinte er, es besteht eine geistige und geistliche Dimension des Menschen, die ihn genau als Mensch kennzeichnet. Die Jünger aber tun jetzt so, als ob der Mensch »nur von Brot« lebt. Der Blickpunkt scheint nur die materielle Seite des Lebens zu sein. Dabei bleibt unbeachtet, dass Menschen sich nur dann verwirklichen können, wenn beide, materielle und geistige Bedürfnisse in Zusammenhang verstanden und befriedigt werden. Deshalb muss klar gesehen werden, dass »nicht nur von Brot« nicht einfach mit »nur vom Brot« oder »nur vom Geist« gleichgesetzt werden darf.

Was für eine Salbe brauchen wir?

Jedliches einseitige Herangehen an diese Frage wird gegen die Logik, das Gleichgewicht und die Gerechtigkeit des Reiches Gottes sein. Unter dem Vorwand der Bedeutung der geistigen oder geistlichen Seite des Lebens, werden heute wie gestern Millionen von Kindern, Frauen und Männern ihres Rechtes beraubt, in Würde zu leben. Ihnen wird Brot, das für uns hier die materielle Seite des Lebens darstellt, so vorenthalten, dass auch das geistliche Leben beschädigt bzw. verloren ist. Und dieses Elend der Armen steht im Widerspruch zu der Verschwendung der Reichen. Um mit einer Metapher zu sprechen, es gibt kein Brot für die Armen, und trotzdem können die Reichen viel Geld für Parfum aufwenden. Vielleicht hatten die Jünger etwas Ähnliches im Kopf, als sie wegen der Vergeudung der kostbaren Salbe empört waren. Damals, und heute sogar mehr, gibt es Leute, die großen Reichtum in ihren Händen konzentrieren. Sie sind

wie der junge Reiche. Sie kehren Jesus den Rücken, und gehen traurig weg, weil sie geistig nicht imstande waren ins Reich Gottes zu kommen.

Warum soll den Armen die geistige Zufriedenheit vorenthalten werden, anderen eine »Wohltat«, wie Jesus sagte, zu erweisen? Es handelt sich um eine Wohltat für jemand wie sie, genau so arm. Doch vergessen wir oft, dass Jesus wirklich arm war. Er hatte nicht einmal ein Dach über dem Kopf. Die Bedeutung der Tat der Frau liegt darin, dass sie nichts vorenthalten will, sie gibt nicht was sie übrig hat, sondern alles und das Beste; um der Erfüllung der geistigen und materiellen Bedürfnisse gerecht zu werden. Sie handelt »radikal« im besten Sinne des Wortes.

Im Vergleich dazu müssen wir das Verhalten der Jünger anders ansehen. Auch wenn die Jünger sich anscheinend Sorge über die Armen machten, haben sie an Almosen als die Lösung gedacht. Mit Almosen können wir uns von unserem schlechten Gewissen »befreien«. Almosen scheint der einfachste Weg zu sein, und das ist, was die Jünger zu verteidigen suchen. Ab und zu geben wir, was wir übrig haben, um Leuten die in Not sind zu helfen. Jesus aber sagt, dass die Frau ein gutes Werk getan hat. Dadurch wird der Unterschied zwischen dem Verhalten der Jünger und dem Verhalten der Frau im Text deutlich gemacht. Man könnte sich fragen, ob die Jünger dabei waren, den Armen zu helfen oder sich selbst zu verteidigen. Durch das Almosen versuchten sie ein ruhiges Gewissen zu erhalten gegenüber der Frau, die ein »gutes Werk« radikal tut, trotz des öffentlichen Tadels.

Es lohnt sich darüber zu reflektieren, welche Schlussfolgerung wir für uns ziehen können, angesichts der ungerechten Verteilung des Reichtums heute. Allzu oft verhalten wir uns wie die Jünger, indem wir Wohltaten im Sinne von Almosen und ähnli-

chem philanthropischen Verhalten verteidigen, anstatt gute Werke zu vollziehen, die zu einer harmonischen und vollkommenen Befriedigung menschlicher Bedürfnisse führen. Nun erhebt sich die Frage für die Armut und das Elend in unserer Welt, für diese Menschheit, deren Kreuzigung wir Tag für Tag erleben, was für eine Salbe brauchen wir? Es muss bestimmt eine Salbe sein, die nicht nur Brot ist, eine Salbe, die den Geist

nicht in Armut und Elend einschmiert, eine Salbe die nicht darin besteht, Almosen zu geben. Aber vor allem muss es eine Salbe sein, die ein gutes Werk bedeutet, auch wenn es viel kostet. Dann werden wir Menschen sein, die sich harmonisch erfüllen und für eine Welt kämpfen die nicht mehr in arme und reiche Gegenden geteilt ist, sondern eine Welt der Gerechtigkeit, in der man das Reich Gottes erleben kann.

Grußworte zum Jubiläum des BRSD

Initiative Christliche Linke

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Freundinnen und Freunde,

anlässlich der Festversammlung 75 Jahre Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands übermittelt die Initiative Christliche Linke ganz herzliche Grüße und Glückwünsche, verbunden mit Dank und Anerkennung für all die Arbeit, die ihr in diesen Jahren in der Aufklärung über die Notwendigkeit einer alternativen sozialistischen Gesellschaft geleistet habt. Wir danken euch sehr herzlich für die Einladung zu dieser Jubiläumsveranstaltung, und wir können sagen, dass wir sehr gerne gekommen sind.

Wir als Initiative Christliche Linke sind erst 11 Jahre alt, aber seit der Gründung unserer Vereinigung fühlen wir uns als Gleichgesinnte eng mit euch verbunden. Sicher ist es nicht immer gelungen, eueren Einladungen dementsprechend Folge zu leisten, aber immer waren es äußere Umstände, die uns daran gehindert haben, nie war es mangelndes Interesse. Wir wünschen euch und uns,

dass wir als Organisationen gemeinsam das kapitalistische System überleben, entsprechend unseren Möglichkeiten einen kleinen Beitrag für eine gerechtere Welt leisten und diese Welt dem Sozialismus ein Stück näher bringen.

Gemeinsam motiviert uns das Evangelium zu politischem Handeln für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung und zum Eintreten gegen Ausbeutung und Unterdrückung. Zum Jubiläum grüßen wir euch mit eurer Lösung

als Christin Sozialistin, als Christ Sozialist.

ChristInnen für den Sozialismus (CfS):

Liebe Genossinnen und Genossen,

Ich habe mich immer dem Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten verbunden gefühlt. Aber ich spreche nicht nur für mich, sondern auch für unsere kleine Bewegung, die ChristInnen für den Sozialis-

mus (CfS): Ein christlich-sozialistischer Gruß unter Geschwistern.

Es gab ja einmal Unstimmigkeiten zwischen unseren Gruppen, die einen schienen zu sozialdemokratisch, die anderen zu doktrinär marxistisch. Das sind Auseinandersetzungen gewesen, die ihre Geschichte haben und aus der Geschichte heraus verstanden werden wollen. Immerhin ging es damals um wichtigere Dinge als wer wann wo in einer Wohngemeinschaft zufällig beim Frühstück angetroffen wurde.

Heute spielen diese Auseinandersetzungen keine Rolle mehr, weil die SPD sich in eine andere SPD verflüchtigt hat und Karl Marx wieder neu gelesen werden muss.

Wichtig ist mit, dass wir Diskussionen – z.B. auch die um die Entwicklung in der ehemaligen DDR – immer im Verhältnis zur mitlaufenden geschichtlichen Entwicklung sehen. Die Gegenwart bringt neue Sichtweisen, aber sie steht in der Gefahr, politisch verzweckt zu werden. Wir dürfen uns an dieser Geschichtsvergessenheit nicht beteiligen. Denn mit dem Fall der Mauer ist nicht das Ende der Geschichte gekommen.

Unsere beiden Bewegungen sind – gewissermaßen – aus der Not geboren. In den frühen zwanziger Jahren, als die SPD noch SPD war, brauchte sie eine dringende Unterstützung aus dem ideologischen Lager des Bürgertums. Und es lag nahe, dass diejenigen Pfarrerinnen und Pfarrer parteilich wurden, die ihre Bibel auch wirklich gelesen hatten und denen etwas an dem Blickwinkel von unten her lag, von den Verarmten, Leidenden und Benachteiligten her – in einer Zeit, als die Kirchen noch weitgehend der Monarchie nachtrauerten.

Parteilichkeit heißt auch Entscheidung. Die Zerrissenheit zwischen Sozialismus und Kommunismus wurde dann ja auch in einzelnen Biographien von religiösen Sozialisten deutlich. Das wird sicherlich auf der Tagung zur Sprache kommen.



»Die Faulenzerdebatte soll die Unmenschlichkeit, die bei Asylbewerbern schon längst akzeptiert wird, auf die Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger ausdehnen.« — Hartmut Futterlieb

Die Christen für den Sozialismus waren zu Beginn nichts anderes als eine Gruppe von katholischen Priestern in Chile, die den frei gewählten sozialistischen Präsidenten Salvador Allende unterstützen wollten, einen demokratisch gewählten Politiker, der dann später mit Hilfe der CIA, also des Geheimdienstes unseres »Ursprungslandes der Demokratie« ermordet wurde. Auch diese Wunden der Geschichte dürfen nicht vergessen werden. Ich denke, das ist ein Grund, weshalb CfS noch existiert.

Mein Thema ist zur Zeit das, was ich – im Anschluss an eine kleine Notiz von Walter Benjamin – die »Religion des Kapitalismus« nenne. Mir scheint, die Kirchen haben noch gar nicht bemerkt, dass die Menschen in den reichen Ländern des Nordens längst ihre eigene kapitalistische Religion haben, mit christlichen Einsprengseln wie dem Os-

terhasen und dem Weihnachtsmann, mit einer Liturgie, die täglich in den Medien zelebriert wird, und Kathedralen des Konsums.

In der Schule merke ich: ein Jesus, der umgebracht wurde, weil er sich für Arme einsetzte, gehört nicht zu Leitkultur dieser Weltordnung. Dazu gehört – außer McDonald's – Rambo, die Legende von Bill Gates, und der Stier vor der Frankfurter Börse.

Das ist die zweite große Aufgabe der Entschleierung, an der unsere beiden Bewegungen arbeiten können: hinter die ideologischen Schleier zu blicken, die die Religion des Kapitalismus nicht nur durch den herrschenden Ökonomismus produziert. Mit großer Geschwätzigkeit beherrscht sie die Herzen und Seelen von Menschen in dieser Weltordnung.

An einem Schleier wird gerade heftig genähert: die Faulenzerdebatte. Sie soll die Unmenschlichkeit, die bei Asylbewerbern schon längst akzeptiert wird (Stichwort: Essensgutscheine statt Geld), auf die Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger ausdehnen. Kein Wort mehr von struktureller Arbeitslosigkeit.

Für uns als Christen gibt es eine Weisung: die Große Erzählung der biblischen Literatur. Auch sie muss ihrer Geschichtsvergessenheit entrissen werden, ebenso wie die großen Erzählungen des Sozialismus, wie sie sich in der Arbeiterbewegung niederschlugen.

Ein Beispiel für diesen Umgang mit der biblischen Literatur hat uns Ton Veerkamp gegeben, als wir in Bad Hersfeld den ersten Johannesbrief lasen. Für mich war dieser Brief mit den sehr allgemeinen Schlüsselwörtern der Lutherübersetzung, »Liebe« und »Welt«, ein typisch christliches Einlullen in den christentümlich-ideologischen Schlaf. Ton Veerkamp übersetzt die Schlüsselwörter aus guten Gründen mit »Solidarität« und »Weltordnung« (wobei zur Zeit des 1. Jo-

hannesbriefes die Weltordnung der Globalisierung durch das Römische Reich die dominierende Macht war – heute haben wir eine andere »Weltordnung«) – und plötzlich erhält der Text einen Ruf, der auch uns angeht.

Ihn möchte ich zum Schluss als eine Anregung für die nächsten 75 Jahre weitergeben:

Weltordnung und Solidarität oder: Von der Vergänglichkeit dieser Ordnung

*Seid nicht solidarisch mit der Weltordnung,
noch mit dem, was zur Weltordnung gehört.*

*Wenn jemand solidarisch mit der Weltordnung ist,
gibt es keine Solidarität des »Vaters« mit ihm.*

Denn alles, was zur Weltordnung gehört:

- die Raffgier des Fleisches,
 - die Raffgier der Augen,
 - die Arroganz der Lebensart,
- das ist nicht vom »Vater« her,
sondern von der Weltordnung her.*

*Und die Weltordnung wird abgeschafft,
wie ihre Raffgier.*

*Wer den Willen »Gottes« tut,
hält stand bis in die Weltzeit.*

Und damit alle guten Wünsche für den gemeinsamen Kampf.

Mit solidarischen Grüßen
(für die CfS) Hartmut Futterlieb

Pax Christi

Sehr geehrte Frau Dr. Ludwig, liebe Freundinnen und Freunde im BRSD,

es ist mir eine Freude, Sie zu Ihrem Jubiläum zu beglückwünschen. Frau Elisabeth Engel von der Bistumsstelle Paderborn wird

pax christi bei Ihrer Feier vertreten. Ich hatte schon im Vorfeld privater meine Entschuldigung mitgeteilt, nicht kommen zu können.

Sie verdanken Ihre Entstehung der Aufbruchsbewegung der 20er Jahre nach dem 1. Weltkrieg, pax christi dem ernüchternden Aufwachen nach dem 2. Weltkrieg. Beide Organisationen stellen sich den aktuellen Herausforderungen der Intoleranz und des wachsenden Fremdenhasses, den neuen Gefährdungen des Friedens und den sich immer deutlicher zeigenden Entwicklungen

gesellschaftlicher Spaltung in neuen Reichtum und wachsende Verarmung weltweit, in Europa und im eigenen Land.

Lassen Sie uns immer wieder Kontakt untereinander knüpfen und so vielfältige Allianzen des Friedens bilden, um mit unseren begrenzten Mitteln zur spirituellen Stärkung und politischen Wirkung der Engagierten beizutragen.

Mit solidarischen Grüßen und allen guten Wünschen

Ihr Dr. Reinhard J. Voß, Generalsekretär

Marie Veit (80)

Bereits in den letzten Schuljahren war ich sehr fasziniert von einem nicht kirchlichen, aber radikalen Christentum. Ich hatte eine Religionslehrerin, die einen phantastischen, begeisternden Religionsunterricht gab und mir in dieser Frage viel geholfen hat: Marie Veit. In meinem Tagebuch aus jenen Jahren steht der mich heute erheitende Satz: »Die neue Religionslehrerin ist umwerfend gut, leider Christ!« Das zeigt meine achtzehnjährige Arroganz, meine Vorstellung, Christen seien eben dumm, zurückgeblieben, feige und unklar. Bis ich mir zugab, dass das, was mich da faszinierte, viel stärker war als meine Weisheit, dauerte es noch einige Zeit. Auf dem Weg nach Athen merkte ich plötzlich, dass ich eigentlich nach Jerusalem wollte. Von Anfang an.

Marie Veit gehört zu den besten Theologinnen deutscher Sprache; das bedeutet in ihrer (und meiner) Generation, dass sie in der Bundesrepublik nicht die Karriere, die ihr zukäme, gemacht hat. Frauenspezifisch ist die Verzögerung: Erst relativ spät erreichte sie den Übergang von der Schule zur Hochschule, und noch zurückhaltender war sie mit Veröffentlichungen.

Marie Veit ist – und war schon, ehe das Wort aufkam – eine Theologin der Befreiung. Nicht im Sinne eines lateinamerikanischen Imports, sondern im Sinne der Notwendigkeit eines anderen Christentums nach der Erfahrung des deutschen Faschismus. In dieser historischen Situation habe ich sie erlebt, als sie 1947 in die Unterprima unseres Mädchengymnasiums in Köln trat, wenige Jahre älter als wir, bei Rudolf Bultmann promoviert, eine äußerst unbestechliche, exakte, Denkanstrengung und Redlichkeit fordernde und vorlebende Lehrerin.

Sie hatte eine unnachahmliche Art, meinen Unwillen gegen das Christentum zu unterlaufen, indem sie höflich fragte, ob ich denn Paulus meine oder Luther oder die Evangelien, wenn ich Jenseitsgäusel oder hündische Demut attackierte. Eine wunderbare Lehrerin, die mir nie mein rotzfreches Geschwätz verbat, mich aber zur Klärung nötigte. Heute denke ich, sie hat meiner Zorn respektiert und meine Arroganz belächelt, sie hat unsere Intelligenz herausgefordert, weil sie Menschen einfach zutraute, dass sie der Erkenntnis und des Gewissens fähig sind.

So lasen wir damals, frierend und für Schulspeisung dankbar, Heidegger und Sartre, Bonhoeffer und Paulus und später nach der Schule Herbert Marcuse und Freud.

Jahre später begründeten wir den Ökumenischen Arbeitskreis in Köln, aus dem sich dann das Politische Nachtgebet entwickelte. Marie Veit war eine der »Säulen« dieser Gruppe, in Rat und Tat, Sachkenntnis und theologischem Wissen, Organisation und Aktion. Ich erinnere mich auch an ihre unnachahmliche Fähigkeit, älteren Gemeindemitgliedern den Unterschied zwischen christlichem Glauben und bürgerlicher Wohlanständigkeit nahe zu bringen.

Marie Veits Stellungnahme zu den großen Auseinandersetzungen zwischen den Armen und den Reichen, den Waffenlosen

und den Rüstungsprofiteuren, dem biblischen Glauben und der an der Macht teilhabenden Kirche ist seit Jahrzehnten gewachsen und erprobt. Sie denkt parteilich. »Bürgerlich« ist an ihr nur die Genauigkeit, die Präzision, die wissenschaftliche Zuverlässigkeit und eine sozusagen frühbürgerliche Bescheidenheit der Ausdrucksweise.

In den letzten Jahren ist mir meine alte Schullehrerin, ohne die ich nie zur Theologie gekommen wäre, immer mehr Vorbild als eine Lehrerin der Hoffnung geworden.

Aus: Dorothee Sölle, Gegenwind. Erinnerungen. Hamburg 1995. (Hofmann und Campe.) S. 38-40



► Eine Liste mit aktuellen Büchern zum Thema Terrorismus und Internationale Konflikte steht auf Seite 16.

Kinder sind keine Soldaten

JÜRGEN SCHÜBELIN stellt das Buch »Im Inneren der Erde verschwinden« von Thomas Hax-Schoppenhorst vor.

Für Graca Machel, die frühere Bildungsministerin von Mosambik, gibt es keinen tieferen Sündenfall der Menschheit als den, Kinder zu Soldaten machen. In ihrem niederschmetternden Bericht vor der UN-Vollversammlung über Kinder in bewaffneten Konflikten hatte Sie im November 1996 die Praxis von 41 Staaten und 44 nichtstaatlichen bewaffneten Gruppen gegeißelt, Kinder als Soldaten auszubeuten, unvorstellbarer Gewalt auszusetzen und sie zu zwingen, selbst zu Killern zu werden. Doch auch fünf Jahre nach dem Machel-Bericht sind noch immer 300.000 Kinder in 41 Ländern aktiv an Kampfhandlungen beteiligt und das, obwohl es den Vereinten Nationen nach mühsamen Verhandlungen – bis zuletzt gegen den erbitterten Widerstand vor allem der

USA und des Irak – im vergangenen Jahr gelungen war, eine Zusatzprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention zu verabschieden, die den Kampfeinsatz von Jugendlichen unter 18 Jahren ächtet.

Das von den acht christlichen und humanistischen Hilfsorganisationen MISEREOR, Brot für die Welt, Deutsches Jugendrotkreuz, Kindernothilfe, Lutherischer Weltbund, medico international, terre des hommes und UNICEF, die die »Deutsche Koordination Kindersoldaten« bilden, herausgegebene Buch versucht auf knappstem Raum, möglichst viele Facetten der komplexen Problematik deutlich werden zu lassen, Hintergründe und Konsequenzen des Kampfeinsatzes von Kindern und Jugendlichen auszuleuchten. Thomas Hax-Schoppenhorst geht es dabei immer wieder um die Frage nach der Funktionalität, dem unmittelbaren Nutzen, den ein Mord- und Terrorssystem – wie etwa die nordugandische Lord's Resistance Army (LRA) eines Joseph Kony – davon hat, schon Acht- bis Elfjährige

zu requirieren, militärisch auszubilden, um sie dann – teilweise unter Drogen gesetzt – zu zwingen, unvorstellbare Gräueltaten zu begehen.

Untersucht wird auch der Zusammenhang zwischen dem gigantischen Geschäft beim Handel mit modernen Kleinwaffen und dem Kampfeinsatz von Kindern: Die weite Verbreitung und der leichte Zugang dieser Waffen hat dazu beigetragen, dass es immer mehr Kindersoldaten gibt: »Durch sie können selbst kleinere Kinder im Kampf zu effektiven Killern werden«, schreibt Andreas Rister, der Sprecher der deutschen Koalition gegen Kindersoldaten.

Ausführlich selbst zu Wort kommen Kinder und Jugendliche aus Uganda, Mosambik, Honduras, Sri Lanka, Sierra Leone, Kolumbien und anderen Ländern mit ihren Opfer- und Täterbiografien: Da berichten Zwölf- bis Fünfzehnjährige vom Töten, Foltern, Vergewaltigen und Massakrieren ganzer Dörfer: »Meistens haben wir auf Befehl getötet, manchmal hatten wir einfach Lust. Wenn wir nicht töten, nimmt uns doch keiner ernst!«, so eine der beklemmend-lakonischen Aussagen eines Jungen aus Sierra Leone.

Das erschütterndste Kapitel des Buches stammt von der AGEH-Entwicklungshelferin und Psychologin Simone Lindorfer. Sie beschäftigt sich mit dem Schicksal der Mädchen in der Kinderarmee der LRA, mit ihrer systematischen Entführung und sexueller Versklavung. Mädchen bilden in der Rebellenarmee des Joseph Kony einem Eckpfeiler der Terrorherrschaft. Sie werden missbraucht als Belohnung für besonders eifriges Töten. Lindorfer beschreibt die psychosoziale Trauma-Arbeit mit denjenigen, die der Hölle der bizarren LRA entrinnen konnten. Sie schildert ein Leben zwischen Alpträumen und Schuldgefühlen, behutsame Therapieversuche mit seelisch Schwerstverletzten.

Die acht Herausgeber-Organisationen stellen in dem Band Beispiele ihrer Projektarbeit mit ehemaligen Kindersoldaten, aber auch ihre Lobby- und Advocacy-Anstrengungen zur weltweiten Ächtung und internationalen Strafverfolgung des Kampfeinsatzes von Kindern und Jugendlichen vor. So ermutigend einzelne Erfolge – etwa die Einstufung des militärischen Einsatzes von unter 15-Jährigen als internationales Kriegsverbrechen – auch sein mögen, Graca Machel's »tiefster Sündenfall der Menschheit«, so das Fazit der Autoren, hält an. Bitter vermerkt Rachel Brett im Nachwort: »Diese Art von Verletzung von Kinderrechten darf nicht länger ignoriert oder gegenüber der Verletzung von Rechten Erwachsener als untergeordnet angesehen werden!« Die Tatsache, dass es auch die rotgrüne Bundesregierung bislang nicht fertig brachte, das UN-Zusatzprotokoll endlich ratifizieren zu lassen und sich zur Altersgrenze von 18 Jahren sowohl für Wehrpflichtige wie auch bei der Anwerbung von Freiwilligen zu bekennen, gibt diesem Buch zusätzliches Gewicht.

Thomas Hax-Schoppenhorst: Im Inneren der Erde verschwinden – Kinder sind keine Soldaten. Aachen: Misereor Medien 2000. 132 S.

Anomische Prozesse

Gabriela M. Siercks Buch über »Kriminalität und Soziale Kontrolle in Peru« bespricht JÜRGEN SCHÜBELIN.

Welche Hoffnung bleibt den Menschen, sich vor Straftaten mit einer immer niedrigeren Hemmschwelle gegenüber Mord und Totschlag zu schützen, wenn sie gleichzeitig das Gefühl haben müssen, von Kriminalität regiert zu werden? Welches Gerechtigkeitsempfinden entwickeln Jugendliche, die in einer Gesellschaft heranwachsen, in

der terroristische Gewalt zu gleichen Teilen von einer radikal-fundamentalistischen Guerilla wie von einer kriminellen Staatsführung und ihren Agenten ausgeht? Das Szenarium für Gabriela Siercks Untersuchung über die Ursachen von Kriminalität und Gewalt im Kontext eines Entwicklungslandes bildet zwar das Peru der späten achtziger und der frühen neunziger Jahre – mit einem korrupten und desavouierten Präsidenten Alain García (1985-1990) und einem Alberto Fujimori, der sich im April 1992 durch einen selbstinszenierten Staatsstreich über Verfassung, Recht und Gesetz hinwegputschte – aber trotzdem ist dieses Buch gerade im Blick auf das spektakuläre Ende der Montesino-Fujimori-Herrschaft im November 2000 hochaktuell – einmal ganz von all den Parallelen in der näheren und nicht ganz so nahen Nachbarschaft abgesehen.

Die Autorin beschäftigt sich auf – solide empirisch untermauert – mit dem Umfang und der Struktur der Kriminalität in Peru, einem Land mit einer im lateinamerikanischen Vergleich überdurchschnittlichen Verbrechensrate. Sie hat intensiv Opfer von Gewalttaten befragt – und präsentiert minutiös alle jene Akteure, die dafür gesorgt haben, dass die Entwicklung einer rechtsstaatlichen Praxis und ihrer Instrumente chancenlos bleiben musste: Da begehen multinationale Konzerne Verbrechen, die nie geahndet werden. Staatsbeamte sind aus Prinzip korrupt, Polizisten, Militärs und Zivilagenten üben ihre Macht völlig willkürlich aus und die Regierung verstößt systematisch gegen das Völkerrecht.

Ein weiteres zentrales Thema dieses Buches bildet die Frage, warum Mechanismen der sozialen Kontrolle, seien sie formeller Art (Gesetze, Strafen, Gefängnisse), seien sie informell (Familie, Dorfgemeinschaft, Nachbarschaft, Schule) unter den beschriebenen Bedingungen versagen müssen. Sierck sieht die Ursachen für diese verhängnisvolle Spi-

rale vor allem im Werteverlust der peruanischen Stadtgesellschaft, dem rabiatischen, verzweiferten Migrationsprozess vom Land in die Stadt. Allein 800.000 Menschen flohen vor Sendero Luminoso in den achtziger Jahren nach Lima. Der Verlust eines Gefühls für Kontinuität, Tradition und Verpflichtung jener Millionen in den *pueblos jóvenes*, den trostlosen, sich in die Wüste hineinfressenden Hüttenlandschaften an der Peripherie von Lima und Callao, die, so Sierck »ohne Zukunft und ohne Vergangenheit leben«, verhindert jedes soziale Zusammengehörigkeitsgefühl, soziale Integration, Identität und die Fähigkeit zum Widerstand.

Eindrucksvoll an dieser kriminologischen und rechtspsychologischen Arbeit ist die engagierte Auseinandersetzung mit den sozialen, ökonomischen und politischen Ursachen, die zu einer totalen Desorganisation der Gesellschaft (die Autorin spricht von anomischen Prozessen) und damit zu einer völligen Schutzlosigkeit der Menschen gegenüber Kriminalität und Gewalt führen.

Eine gewisse Chance zur Rekonstruktion der erodierten sozialen Kontrolle – und damit für eine präventive Kriminalpolitik – sieht Gabriela Sierck in der Anwendung von *self-reliance*-Ansätzen, wie sie in der Entwicklungstheorie während der frühen achtziger Jahre beschrieben wurden: Wenn es gelingen würde, so die These, zunächst auf der Ebene der kleinen sozialen Einheiten, also im Dorf, in der Gemeinde, integrierte – überschaubare – Wirtschaftskreisläufe zu schaffen, partizipative Prozesse zur Stärkung von Selbsthilfestrategien und Verbesserung der Lebensqualität zu stimulieren, wäre es auch möglich, das Gewaltpotential und die Kriminalität zu reduzieren. Sierck setzt dabei realistischerweise im bäuerlichen, agrarischen Umfeld an, plädiert für eine Stärkung gerade auch kleinbäuerlicher Strukturen, durch die sie hofft, Landflucht und das

Aufbrechen traditioneller Familien- und Gemeinschaftsbindungen zu verhindern.

Für die Millionen Menschen in den *pueblos jóvenes* kommen diese Ratschläge zu spät. Es gibt keine andere Perspektive als den steinigen, langwierigen Weg zurück zu formellen – also vom Staat ausgehenden – sozialen Kontrollen. Hier setzt die Forderung nach einem wirkungsvollen internationalen Beitrag zur Lösung des Kriminalitätsproblems in Peru an: *Good Governance* als Basisanliegen der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, mit kompetenter Unterstützung für die Restrukturierung des Justizapparates, mit geeigneten Programmen, die zur Entwicklung von Rechtsempfinden und einer Kultur von Rechtsstaatlichkeit beitragen können. Während die Arbeit von Gabriela Sierck bei der Diagnose des Problems tief in Ursachen und Wirkung analysiert, bleiben die Schlusskapitel zu Perspektiven und möglichen Strategien für eine Überwindung des Zustandes von Rechtslosigkeit und Gewalt merkwürdig theoretisch und abstrakt. Genau dieser Forschungsgegenstand ist jedoch – und natürlich nicht nur für die peruanische Gesellschaft – so relevant, dass eine weitere, eingehende Beschäftigung mit dem Thema dringend erforderlich wäre.

GABRIELA M. SIERCK: *Kriminalität und Soziale Kontrolle in Peru*. Münster: LIT-Verlag, 1999. 472 S.

334 Predigten von Albert Schweitzer

Nach zwei kleineren Ausgaben ist nun eine umfangreiche Sammlung von Predigten Albert Schweitzers aus den Jahren 1898-1948 erschienen. HEINZ ROHR stellt sie vor.

Mit diesem Band aus der Reihe »Werke aus dem Nachlaß« ist Albert Schweitzers Predigtstätigkeit hervorragend doku-

mentiert. Bisher gab es nur zwei kleine Sammlungen, die siebzehn »Straßburger Predigten« von 1909 bis 1919 (hrsg. v. U. Neuenschwander) und die zwölf »ethischen Predigten« (»Was sollen wir tun?« von 1919, hrsg. v. M. Strege und L. Stiehm). Nunmehr besitzen wir 334 weitere Predigten, vorwiegend über neutestamentliche Texte (297). Sie verteilen sich über die Jahre 1898 bis 1913 (Weggang nach Lambarene) und von 1918 bis 1919 (nach der Heimkehr nach Straßburg). Von 1920 bis 1934 gibt es nur vereinzelte Stücke; die letzte datierte Predigt ist eine Taufpredigt von 1948.

R. Brüllmann gibt auf 32 Seiten eine gediegene Einführung in die Predigtweise: Predigtorte, -echo, -inhalt, -botschaft u. a. werden analysiert. Auch unter Albert Schweitzers Freunden und Anhängern ist die Frage nach dem Kerngehalt und der Predigtsprache umstritten. K. Leese beklagt (ohne freilich den vorliegenden Predigtband zu kennen) die »pietistischen Jesus-Klänge« bei Schweitzer. U. Neuenschwander redet lieber von der »gefühlsstarken Jesumystik«, die sich in den Predigten (trotz gelegentlich spürbarem »nüchternen Aktivismus«) spiegelt. Albert Schweitzer sagt selbst in einer Predigt von 1903: »Es ist, wie ich es von mir selber sagen kann: Sein Feuer brennt in mir.« Und in den gleichzeitig geschriebenen Brautbriefen (1902-1912) an Helene Bresslau sagt er über seinen Gang nach Afrika: »Ich gehe dorthin, um bei Jesus zu sein« (1905). Jesus ist der »Herr«, dem sich Albert Schweitzer ganz unterwirft. Das wird auch besonders in den Briefen an die Pariser Mission 1905-1926 deutlich; Schweitzer will nur schlicht ein Jünger Jesu sein, nichts weiter!

Der ab 1915 so wichtige Begriff der »Ehrfurcht« kommt in einer Predigt von 1909 zum ersten Mal vor, und zwar als »Ehrfurcht vor Jesus«. Und die Auferstehung? In einer Osterpredigt von 1904 stellt sich Al-

bert Schweitzer dieser Frage: »... schicke ich voraus, daß ich über die Auferstehung mehr geistig denke.« Der wahrhaft Auferstandene ist der verkündigte »lebendige Christus«. Und 1901: »So wollen wir immer Jesus im Herzen und vor Augen haben.« – »Der ewige Leib Jesu, das sind seine Worte« (1905). Hier entmythologisiert Albert Schweitzer, obwohl er später den Begriff der Entmythologisierung heftig bekämpfen wird.

Das Predigtechto ist vorwiegend positiv. (Es gibt Interviews mit ehemaligen Predigthörern.) Kritik (von amtlicher Seite) fehlte nicht. Der Straßburger Hauptpfarrer und »geistliche Inspektor« Michel Knittel (bekannt aus Albert Schweitzers »Leben und Denken«) teilt dem »lieben Herrn Vikar« mit, seine Sonntagspredigt habe ihn »be-trübt, ja beelendet« (sic!). Ein solcher »Vor-trag« sei keine »evangelische Predigt«. Er treibe Philosophie auf der Kanzel. Die »Erlösungstheorie«, die er aufgestellt habe, habe ihn »geradezu entsetzt«. Seine Behauptungen seien »ganz pantheistischer Natur«.

Schweitzer will, in oft schöner, bilderreicher Sprache, seinen Hörern die Bibel nahe bringen. Das gelingt vor allem, wenn er über Jesusworte (Seligpreisungen, Vaterun-ser) predigt (Synoptikertexte stehen mit 152 an der Spitze). Ähnlich eindringlich vermag er der Gemeinde verschiedene Paulusworte auszudeuten (96-mal). Dabei folgt Schweitzer keinem bestimmten homiletischen Schema. Die Predigten sind im besten Sinne »aufklärerisch«, im Ton oft regelrecht volks-erzieherisch. Das ist alte liberale Tradition! Die weltweite Schweitzer-Gemeinde besitzt damit einen reichen Predigtschatz! Den beiden Herausgebern gebührt Dank für die entsagungsvolle Arbeit.

ALBERT SCHWEITZER: *Predigten 1898-1948*, hrsg. v. Richard Brüllmann und Erich Gräber. München: Verlag C. H. Beck, 2001. 1392 S.

In eigener Sache Vorstellung des kommissarischen Bundessekretärs Michael Bschorr

Martina Ludwig, langjährige Bundessekretärin des BRSD, hat auf der Mitgliederversammlung am 14. Juni 2001, wie angekündigt, ihr Amt niedergelegt. Die Mitgliederversammlung beschloss, dieses Amt erst einmal kommissarisch an meine Person zu übergeben, wobei ich mich auf der nächsten Mitgliederversammlung am 27. Oktober 2001 zur ordentlichen Wahl zur Verfügung stellen werde. Martina danke ich im Namen des Vorstands für Ihre langjährige und oftmals auch zeitraubende Arbeit als Bundessekretärin und wünsche ihr für die weitere Zukunft alles Gute und Gottes Segen.

Ich selbst bin jetzt 36 Jahre alt, verheiratet und habe zwei Kinder im Alter von 8 und 10 Jahren. Politisch bin ich den Weg des Saulus zum Paulus gegangen. Bereits in jungen Jahren hatte ich mich politisch engagiert und war mit 12 Jahren in die Schülerunion (SU) eingetreten. Mit 14 wurde ich Mitglied der Jungen Union (JU), mit 18 trat ich dann in die CSU ein und engagierte mich im Wahlkampf für Franz-Josef Strauß. Alles schien für eine konservative politische Laufbahn vorgezeichnet zu sein – bis ich dann 1984 meinen Wehrdienst aus voller Überzeugung als Friedensdienst antrat. Hier verspürte ich zum ersten Mal einen ernsthaften Zweifel an vielen konservativen Grundüberzeugungen, denn ich bekam am eigenen Leib eine Menge negativer Auswirkungen der militärischen Hierarchie zu verspüren. Angefangen bei Schikanen einzelner Vorgesetzter, die im sogenannten wirklichen Leben nie meine Vorgesetzten geworden wären, bis dahin, dass die »Verteidigungs-armee« sich mir viel zu häufig angriffslustig zeigte. Natürlich waren das alles höchst subjektive Eindrücke, aber sie verbanden sich mit einer weiteren Dimension von Erfahrungen, die ich gemacht hatte: meiner Zeit

als Charismatiker bei Jugend mit einer Mission. Mit 14 hatte ich das, was man bei Jugend mit einer Mission als Bekehrungserlebnis bezeichnet, verbunden mit einer Taufe im Geist. Doch im Laufe der nächsten Jahre entdeckte ich immer stärker an dem an, was dort mit »Jüngerschaft« bezeichnet wurde. Als Jugendlicher bekam ich einen Leiter, der selbst wenige Jahre älter war als ich und der in meinem Leben so manches zu bestimmen hatte. Daraus entwickelten sich Verletzungen, die mir das ganze Christsein doch sehr vermiesen. Nach meiner Bundeswehrzeit entschloß ich mich zum Studium am Missionsseminar in Hermannsburg und es war die Gemeinschaft mit einigen Brüdern dort, die die Weichen nach links in das Reich Gottes stellten. Ich befreite mich im Laufe der Jahre von vielen alten Vorstellungen. So lernte ich es, mich als ein Geschöpf Gottes zu begreifen, der einen eigenen Willen haben darf und mir wurde die Menschenfreundlichkeit Gottes immer bedeutsamer. Schließlich waren es auch die Erfahrungsberichte der Menschen aus der Zweidrittelwelt, die mich an meinen alten politischen Überzeugungen endgültig zweifeln ließen. Ich begreife es als eine Gnade Gottes, dass ich mich heute als ein linker Christ verstehen darf. Nach meinem 1. theologischen Examen am Missionsseminar habe ich mich zum Versicherungsfachmann weiterbilden lassen. Heute bin ich ganz bewusst als Christ und Sozialist Handelsvertreter für Versicherungsvermittlungen im kirchlichen Bereich. Selbst hier erlebe ich zur Zeit, wie wichtig es ist, seinen Überzeugungen treu zu bleiben und gegebenenfalls auch neue Wege zu beschreiten. So wage ich ab nächstes Jahr einen Neuanfang als Versicherungsmakler im Bereich der Kirchen mit einem dort sehr etablierten Partner, weil ich zu der Überzeugung gekommen bin, dass ein Versicherungsunternehmen allein nie den vielfältigen Bedürfnissen meiner doch ganz unterschiedlichen Kunden entgegenkommen kann.

Für meine Zeit als Bundessekretär habe ich mir bewusst viel vorgenommen. Ich denke, dass durch meine Entwicklung Gott mir Qualitäten mit auf den Weg gegeben hat, die im Moment für den BRSD durchaus vorteilhaft sein können. Meine Stärke ist weniger die inhaltliche Arbeit. Meine Stärke ist die Fähigkeit zu organisieren und zu werben. Wenn wir als BRSD auch im Hier und Jetzt etwas zu sagen haben wollen (und ich bin davon überzeugt, dass wir eine Menge zu sagen und zu tun haben), dann brauchen wir ein gewisses Gewicht, welches wir nicht nur durch Qualität sondern auch durch Quantität unterstreichen müssen. Deshalb habe ich mir als Ziel gesetzt, dass bis 2005 der Bund auf 1000 Mitglieder wachsen wird. Wie dies gelingen soll, stelle ich gerne auf der nächsten Mitgliederversammlung am 27. Oktober 2001, zu der ich immer wieder gerne einlade, vor. So wichtig die Geschichte des BRSD ist, möchte ich nicht zurück, sondern vorwärts schauen. Und da erwarten uns gewaltige Aufgaben, die einiges an Menpower erfordert. Es seien an dieser Stelle nur die Stichworte Globalisierung und Kapitalisierung genannt. Neben dem Schwerpunkt der Mitgliederwerbung möchte ich mich einem weiteren Punkt widmen, der mir in meiner Lektüre der alten Sozialisten/innen sehr wichtig geworden ist: Die Entdeckung der Bibel und eine tiefe Frömmigkeit! Es begeistert mich immer wieder, dass der Sozialismus keine Erfindung der Menschen sondern Gedanke der Menschenfreundlichkeit Gottes ist. Es ist meine Überzeugung, dass wir aus dem Gebet heraus unsere Kraft für den Kampf gegen das mammonistische Kapital schöpfen müssen.

In diesem Sinne, vorausgesetzt, die nächste Mitgliederversammlung schenkt mir ihr Vertrauen, möchte ich mich eine begrenzte Anzahl von Jahren für den BRSD einsetzen und wünsche mir, dass Ihr mich in Gebet und Tat kräftig unterstützt.

Briefe an die Redaktion



Zu »Warum lügen?« von Udo Fleige
in CuS 1-2/2001

Udo Fleige fragte mit seinem CuS-Beitrag in Heft 1-2/01 »Warum lügen?«, was in den Köpfen der rot-grünen Minister vorgeht und bat um Antworten. Hier ist meine Antwort:

Einerseits war Rot/Grün mit dem Programm nach mehr sozialer Gerechtigkeit und mehr ökologischem Verhalten angetreten um endlich die Kohl-Ära durch eine neue Alternative abzulösen. Andererseits entsprach eine Beteiligung am Bombenangriff der NATO dem mehrheitlichen Willen der deutschen Bevölkerung – durch die ihr zugänglichen Informationen war ein Zweifel am drohendem Völkermord kaum möglich – und sie entsprach den Vorgaben der US-Regierung. Eine Verweigerung an »militärischen Operationen der NATO« hätte bedeutet, eine Regierungskrise auszulösen, die USA zu brüskieren und eine Führungsrolle in Europa zu verweigern. Rot/Grün stand in einem Dilemma, weil Realpolitik und Ethik nicht zusammenpassten. Und dieses Dilemma durfte man nicht einmal sichtbar werden lassen es musste ignoriert, ja es musste geleugnet werden, um nicht zwischen allen Stühlen zu sitzen. Es hätte außerordentlicher geistiger Klarheit und Festigkeit bedurft, um den noch vom alten Bundestag am 16.10.98 gefassten Beschluss, sich an Kampfmaßnahmen der NATO zu beteiligen, wieder aufzuheben.

Wenn der Mensch gegen Sitte und Moral einen schweren Bruch begeht, pflegt er das zu verdrängen und kann sich dann an die objektiven Tatbestände nicht mehr erinnern. In seinen Gedanken sind nur noch die Fakten präsent, die seine Handlungen rechtfertigen. Durch Verdrängen wurden auch

die Minister und Bundestagsabgeordneten immun gegen jede Kritik an der Bombardierung Jugoslawiens und lehnen Einwände gegen diese entschieden ab. Zwei Beispiele mögen das belegen:

Bundestagspräsident Thierse – in der Regel ein besonnener Mann – charakterisierte im August 1999 die Gegner des NATO-Angriffs als »ein Chor derer, die durch ihre massive Kritik an den NATO-Bombardements ihr jämmerliches Stillschweigen zu Milosevics ethnischer Verteilungs- und Mordpolitik zu kaschieren versuchen«.

Mit ebenso massiver Abwehr jeglicher Kritik antwortete im April 2001 Gernot Erler, stellvertretender Fraktionsvorsitzender der SPD auf ein Schreiben der Friedensforscher Lutz und Mutz. Er bügelt die beiden Professoren in arroganter Art und Weise ab: »Man fragt sich wirklich, was eine solche Fehleinschätzung des Kosovo-Krieges soll, deren Unstimmigkeit jedem durchschnittlich informierten Zeitungsleser auffallen muss«. (Meint Erler vielleicht mit dem durchschnittlich informierten Zeitungsleser den BILD-Leser?) Erler nennt die beiden Autoren »selbst ernannte Staatsanwälte und Chefankläger, auf die wir verzichten können.« Für mich ist es offensichtlich, dass die rot/grüne Koalition den Verrat an ihren Zielen und an ihren Wählern nur dadurch aushalten kann, dass sie die Wahrheit verdrängt und sich strikt verweigert, über ihr Handeln in der Kosovo-Krise mit den Andersdenkenden ein Gespräch zu führen.

Thilo Thilenius, Bad Soden

Autorinnen und Autoren

Reinerio Arce Valentin ist Professor für Theologie und Psychologie in Havanna und Matanzas und Präsident des ökumenischen Rates der Kirchen in Kuba.

Siegfried Böhringer lebt als Pfarrer im Ruhestand in Nagold.

Michael Bschorr ist zur Zeit des Redaktionsschlusses als Bundessekretär des BRSD kommissarisch im Amt.

Darius Dunker ist Redakteur und Layouter von CuS. Er lebt in Aachen.

Udo Fleige ist Lehrer für Biologie und Evang. Religion in Tübingen und Redakteur von CuS.

Reinhard Höppner ist Sozialdemokrat und Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt.

Klaus Lang, katholischer Theologe und Büroleiter vom Vorsitzenden der IG Metall Klaus Zwickel, lebt und arbeitet in Frankfurt am Main.

Gottfried Orth ist Professor für Evangelische Theologie und Religionspädagogik an der TU Braunschweig und Leiter des Ernst-Lange-Instituts für ökumenische Studien in Rothenburg ob der Tauber.

Ulrich Peter war viele Jahre im Vorstand des BRSD und in der Redaktion von CuS.

Jerry Poeter ist mittelamerikanischer Priester.

Heinz Röhr ist emeritierter Theologie-Professor.

Bertold Scharf ist Mitglied des BRSD. Er lebt und studiert in München.

Jürgen Schübelin leitet das Referat Lateinamerika und Karibik bei der Kindernothilfe und lebt in Duisburg.

Dorothee Sölle ist Theologin in Hamburg.

Artikel und Briefe

CuS möchte ein Forum sein für alle, die versuchen, Christentum und Sozialismus zusammenzudenken. Deshalb freuen wir uns über Beiträge und Briefe an die Redaktion

✉ **per Post** möglichst auf Diskette, sonst als sauberen Ausdruck oder Schreibmaschinenausschnitt an:

Redaktion CuS
Schleidener Straße 139
52076 Aachen

☎ **telefonisch** an 02408-9299558

✉ **per Fax** an 02408-9299559
(bitte feine Auflösung einstellen)

✉ **per E-Mail** an cus@brsd.de

Abonnements

In allen Abonnements-Angelegenheiten wenden Sie sich bitte an das BRSD-Sekretariat:

✉ **per Post** an:

Michael Bschorr, BRSD e.V.,
Bobes Feld 14
33818 Leopoldshöhe

☎ **telefonisch** an 05202-884 883

✉ **per Fax** an 05202-884 884

✉ **per E-Mail** an abo@brsd.de

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam.

Bezugspreise (inkl. Versand):
Inland DM 30 / € 15,34 pro Jahr
Ausland DM 35 / € 17,90 pro Jahr
Förderabo DM 40 / € 20 oder mehr

Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V., Konto 189 389-464, Postbank Dortmund, BLZ 440 100

Beträge über DM 30 sind als Spenden steuerlich absetzbar. Quittungen werden auf Wunsch zugesandt.

Mach mit bei den Resos:

**WIR BAUEN DEN BRSD AUF:
JETZT MITGLIED WERDEN!**

Abo-Verwaltung
Michael Bschorr
Bobes Feld 14
33818 Leopoldshöhe

Redaktionsadresse
Darius Dunker
Schleider Str. 139
52076 Aachen

siehe Umschlaginnenseite

Also
doch
wieder
kämpfen?

Ja, kämpfen und zwar einen bitteren, schweren, harten Kampf kämpfen. Keinen Kampf mit Kanone und Maschinengewehr, Kriegsschiff und Militärluftschiff, aber einen Kampf gegen Kanone und Maschinengewehr, Kriegsschiff und Militärluftschiff. Und ich glaube, daß der noch der schwerere sein wird; denn das sind die Götter geworden, denen die Völker ihre Geschichte anvertraut haben, und sie angreifen, heißt heilige Güter angreifen.

Aber noch gegen andere Götter müssen wir kämpfen: gegen den Staat, der um seiner selbst willen da ist, für einen Staat, der um der Menschen willen da ist; gegen einen Staat, in dem eine Handvoll Männer in einem Augenblick diplomatischer Schwierigkeiten über Millionen von Menschen Not und Tod bringen können, für einen Staat, der seine Entscheidungen im Blick auf das Wohl und Wehe dieser Millionen trifft; gegen einen Staat, der seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten in Dunkel und Geheimnis hüllt, für einen Staat, der seinen Angehörigen Einblick gewährt in seine Geschäfte, deren Risiko sie voll mitzutragen haben; gegen einen Staat, der Ehre und Recht dem bloßen Waffenglück anvertraut, für einen Staat, der Ehre und Recht der Weisheit seiner geistigen Führer anvertrauen kann...

Wir müssen um eine Wirtschaftsordnung kämpfen, die Brot und Land, Macht und Recht wieder gleichmäßiger verteilt, und nicht durch Anhäufung ungeheurer Schätze in den Händen einiger Weniger diese Wenigen zu den Beherrschern der Märkte und damit zu den eigentlichen Herrschern der Welt macht.



Clara Ragaz-Nadig
»Die Frau und der
Friede« (1915)